

David Cameron, Doris Fiala, Ozzy Osbourne und Black Sabbath

# DIE WELTWOCH

Nummer 24 – 16. Juni 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8,50 (inkl. MwSt.) – Euro 6,90



## Die Kunst der Partnerwahl

Von Alain de Botton und Claudia Schumacher

4 1947407 006904  
24

# Auf der traumhaften Donau und Drei Flüsse Zauber

mit Luxus-Suitenschiff MS Thurgau Ultra ☀️☀️☀️☀️+



Es het solangs het  
**Rabatt\***  
**bis Fr. 1200.-**  
\* Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

## 1 Passau–Wien–Budapest–Passau

**8 Tage ab Fr. 1190.-**

(Rabatt Fr. 1200.- abgezogen, 13.11., Junior Suite Mitteldeck)

**1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Busfahrt ab Zürich Sihlquai/St. Margrethen. Ankunft und Einschiffung. **2. Tag Melk–Wien** Ausflug\* zum Benediktiner-Kloster Stift Melk (UNESCO-Weltkulturerbe) mit Weinprobe. Weiterfahrt Richtung Wien. Ausflug+ zum Heurigen oder ins Vergnügungsviertel Prater. **3. Tag Wien** Stadtrundfahrt/-gang.\* Ausflug+ zum Barockschloss Schönbrunn. **4. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang\* durch die Hauptstadt Ungarns. Ausflug+ zum Opernhaus und Markthalle. Lichterrundfahrt+ am Abend. **5. Tag Budapest–Visegrad** Ausflug\* in die Puszta mit Reitvorführung. Ausflug+ zum Dom von Esztergom. In Visegrad kommen die Ausflugsgäste wieder an Bord. **6. Tag Bratislava** Stadtrundfahrt/-gang\* mit St. Martinsdom. Ausflug+ zum Schloss Hof. **7. Tag Dürnstein** Rundgang\* mit Weinverkostung. **8. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung. Busrückfahrt nach St. Margrethen/Zürich Sihlquai und individuelle Heimreise.

\* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar

+ Fak. Ausflüge nur an Bord buchbar

Programmänderungen vorbehalten

### Abreisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt

03.07.° 650 07.08.° 550 25.09. 550 13.11. 1200

10.07.° 650 28.08.° 550 02.10.\* 550

31.07.° 650 04.09.° 550 23.10. 700

° nur noch wenige Kabinen verfügbar \* mit Newcastle Jazzband

Dürnstein, Wachau



## 2 Passau–Regensburg–Basel

**9 Tage ab Fr. 1090.-**

(Rabatt Fr. 1100.- abgezogen, Hauptdeck)

**1. Tag Schweiz–Passau** Busfahrt ab Zürich Sihlquai/St. Margrethen nach Passau. Ankunft und Einschiffung. **2. Tag Regensburg–Kehlheim** Rundgang\* durch Regensburg. Rückkehr an Bord in Kehlheim. Fahrt\* mit Ausflugsboot zum Donaudurchbruch und Kloster Weltenburg. **3. Tag Nürnberg** Am Vormittag Zeit für eigene Erkundungen. Stadtrundfahrt/-gang\* durch die fränkische Metropole. Weiterfahrt in Richtung Bamberg. **4. Tag Bamberg** Ankunft und Besichtigung\* der alten fränkischen Kaiser- und Bischofsstadt. **5. Tag Würzburg** Rundgang\* durch die Barockstadt mit eindrucksvollen Bau- und Denkmälern. **6. Tag Wertheim–Milteneberg** Stadtrundgang\* durch Wertheim. Besuch des Glasmuseums. Weiterfahrt und Ankunft in Milteneberg. Rundgang\* durch die «Perle des Mains». Weiterfahrt. **7. Tag Flusstag** Geniessen Sie die Schifffahrt und lassen Sie die Seele baumeln. **8. Tag Strasbourg** Brunch an Bord. Stadtrundfahrt/-gang.\* Weiterfahrt Richtung Basel. **9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

\* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar

Programmänderungen vorbehalten

### Reisedatum 2016 Es het solangs het Rabatt

20.11.–28.11. 1100

Wegen niedriger Brückenhöhen kann das Sonnendeck zwischen Frankfurt und Regensburg nur wenig benutzt werden.

Steinerne Brücke und Dom, Regensburg



- 42 m<sup>2</sup> Platz für jeden Gast
- Flüsterschiff dank Twincruiser
- Thurgau Travel Superpreis – jetzt profitieren

### MS Thurgau Ultra\*\*\*\*\* – mit gutbürgerlicher Küche

Luxusschiff mit 53 Suiten und 7 Einzelkabinen für 113 Gäste. Suiten mit Dusche/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon und ind. regulierbarer Klimaanlage. Mittel-/Oberdeck mit franz. Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (14 m<sup>2</sup>) und Einzelkabinen (12 m<sup>2</sup>) auf Hauptdeck mit nicht zu öffnenden Fenstern. Die Junior Suiten sind 18 m<sup>2</sup> gross. Deluxe Suiten (22 m<sup>2</sup>) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (30 m<sup>2</sup>) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Panorama-Salon/Theatron, Wiener Kaffee, Shop, Wellness/Fitness, Sonnendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift von Mitteldeck bis Oberdeck. **Nichtraucher Schiff** (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck).

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)	1 + 2
Einzelkabine Hauptdeck	2190
Mini Suite Hauptdeck	2190
Junior Suite Mitteldeck mit franz. Balkon	2390
Junior Suite Oberdeck mit franz. Balkon	2590
Deluxe Suite Mitteldeck mit franz. Balkon	2790
Deluxe Suite Oberdeck mit franz. Balkon	2990
Queen Suite Oberdeck mit Balkon	3490
Zuschlag Junior Suite zur Alleinbenutzung	990
Ausflugspaket (6/8 Ausflüge)	180

Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Bustransfer Zürich/St. Margrethen–Passau v.v., Schleusen- und Hafengebühren sowie Thurgau Travel-Bordreiseleitung. Weitere Details unter [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch) oder Prospekt verlangen.

Deluxe Suite (22 m<sup>2</sup>) mit französischem Balkon



Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Buchen oder Prospekt verlangen  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

## Intern

Kann ich durch einen neuen Partner in zehn Jahren ein anderer Mensch sein? «Ja, das denke ich», sagt Psychologieprofessor Guy Bodenmann auf die Frage von Gesellschaftsreporterin Claudia Schumacher. Der Partner beeinflusst entscheidend die Persönlichkeitsentwicklung. Barbara Beckenbauer, wissenschaftliche Beraterin der Singlebörse Parship, meint hingegen, «dass die Persönlichkeit eines Menschen fast



*Nachsicht, Humor, Wohlwollen:* Alain de Botton.

vollständig von der Genetik abhängt, der Partner jedoch beeinflusst, welche Facetten davon entfaltet werden können». So oder so: Die Bedeutung des Partners fürs Leben lässt sich kaum überschätzen. Unsere Titelgeschichte befasst sich mit den wissenschaftlichen Hilfeleistungen und den Expertenmeinungen dazu. Bestsellerautor Alain de Botton geht der Frage nach, warum wir trotzdem immer die Falschen heiraten. Sein Tipp: dem Partner mit Nachsicht, Humor und Wohlwollen begegnen. Seite 16–21

In Hunderten Städten und Dörfern Italiens wird am Sonntag die Macht neu verteilt. Vielerorts steht die Protestbewegung Movimento 5 Stelle vor einem Triumph. Wer ist dieser bunte Haufen bewegter Bürger ohne konkretes Programm, angeführt von einem Komiker und inspiriert von einem Computer-Guru, der die Abschaffung von Parteien, Ideologien und Religionen propagierte, damit «Mensch zu Gott» werde? Sergio Romano, 86, weiss Rat. Der Historiker, Diplomat und Schriftsteller ist so etwas wie der Seelsorger Italiens. Im *Corriere della Sera* beantwortet er seit vielen Jahren jeden Tag eine Leserfrage. «Sie sollten verwirrt sein», sagte er über das Movimento, als ihn Urs Gehrig in seinem Mailänder Studienzimmer besuchte, «das Ganze ist ein bisschen kindisch». Seite 48

Mein Gott, was Rockmusik schafft! Matthias Matussek hatte Black Sabbath vor über vierzig Jahren als Sechzehnjähriger erlebt, «mit den anderen jugendlichen Gaunern aus meiner WG». Sie hatten den Ehrgeiz, in alle Konzerte umsonst reinzukommen, und sind, in diesem Fall,

durch irgendein WC-Fenster gestiegen, wie schon bei The Who und Pink Floyd. Black Sabbath war die Band der Stunde. Krawall und Anarchie und Teufelskult. Man hatte Spass am Bösen. Heute ist das anders: Heute geht es um Spass am Schönen, Wahren, Guten, und das alles mit Bühnenpässen. Aber mit den ersten Riffs war alles wieder da: die wilde Jagd, die Mädchen (nun ja, Nena ist auch schon Grossmutter) und die merkwürdigen Zigaretten. «Das beste Konzert seit Jahren», so Matussek. Seite 54

In eigener Sache: Der erfahrene und renommierte Schweizer Journalist René Zeller, 53, wechselt von der *Neuen Zürcher Zeitung* zur *Weltwoche*. René Zeller ist seit über zwanzig Jahren bei der NZZ in unterschiedlichen Funktionen tätig, zuletzt als stellvertretender Chefredaktor und Inlandchef. Er wird die *Weltwoche* als Leiter Bundespolitik und Mitglied der Chefredaktion



*Neuer Bundeshaus-Chef:* René Zeller.

verstärken. Der Historiker und Buchautor ist einer der führenden liberalen Publizisten im Land. Mit der Verpflichtung dieses hochklassigen Journalisten investiert die *Weltwoche* weiter in ihre journalistische Qualität und publizistische Vielfalt. *Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Entwicklungen und Tendenzen im Vereins- und Verbandswesen, insbesondere im organisierten Sport

## Veranstaltung

Freitag, 26. August 2016

Metropol Zürich, 09.00 bis ca. 16.00 Uhr

Anmeldung unter: [www.swissportforum.ch](http://www.swissportforum.ch)

## Themenbereiche

- Entwicklungen im Gesellschaftsrecht
- Der Organbegriff im Gesellschaftsrecht (Art. 55 ZGB) und die Verantwortlichkeit der Organe
- Internationale Sportverbände: Tour d'horizon
- Corporate Governance in nationalen Vereinen und Verbänden
- Pekuniäres im Vereins- und Verbandswesen, insbesondere betreffend Buchführung, Rechnungslegung, Sportlerbewertung, TPO und FFP

u.a. mit

- André Béchir (ABC, Eventveranstalter)
- Prof. Dr. iur. Bettina Hürlimann-Kaup
- Ruth Ospelt (Präsidentin, FC Vaduz)
- Claudius Schäfer (CEO, Swiss Football League)
- Peter Spuhler (Stadler Rail Group + VP Betriebs AG ZSC Lions)
- Prof. Dr. iur. Hans-Ueli Vogt
- Andreas Wyss (Dipl. Wirtschaftsprüfer, Mitglied der Geschäftsleitung BDO)

POWERED BY



SUPPORTED BY



MEDIAPARTNER



## Verfassungsmüde

### Die Sache mit Kroatien und den Bildungsmillionen aus Brüssel.

Von Roger Köppel

Sie erinnern sich: Seit Monaten streiten wir in Bern über die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien. Bis vor wenigen Monaten waren Bundesrat, Bundesgericht und vermutlich die meisten Parlamentarier der Meinung, das sogenannte Kroatien-Protokoll, das die Ausweitung des freien Personenverkehrs auf den kleinen Balkanstaat verlangt, dürfe auf keinen Fall ratifiziert, also abgesegnet werden, denn dieses Protokoll, ein völkerrechtlicher Vertrag, verstosse gegen den Verfassungsartikel über die «Massenzuwanderung» vom Februar 2014. Die Bundesverfassung ist unmissverständlich: «Es dürfen keine völkerrechtlichen Verträge abgeschlossen werden, die gegen diesen Artikel verstossen.» Klarer geht's nicht.

Quatsch mit Sauce. Eben hat der Nationalrat den Bundesrat erneut dazu «ermächtigt», den Kroatien-Vertrag trotzdem abzuschliessen. Es ist ein klarer Verfassungsbruch, auch wenn die Beteiligten sich in die Tasche lügen. Tatsache ist: Bundesrat und eine Mehrheit im Parlament unternehmen alles, um auf keinen Fall die EU zu verstimmen. Sie haben ihre Meinung über die Verfassungsmässigkeit des Kroatien-Vertrags bezeichnenderweise zu dem Zeitpunkt geändert, als die EU der Schweiz mit dem Rauswurf aus ihren Forschungsprogrammen «Horizon 20/20» drohte. Das Muster ist bekannt: Das Ausland setzt Druck auf. Bern gibt nach. Man knetet und beult sich die eigene Verfassung so zurecht, bis sie den auswärtigen Wünschen entspricht.

Beim Tee an einer Bundeshaus-Theke sagte mir ein bekannter Freisinniger tatsächlich: «Aber was wollt ihr denn, wegen ein paar hundert Kroaten jährlich riskieren wir doch nicht die Teilnahme an den EU-Forschungsprogrammen.» Interessant. Für die freisinnigen Architekten des Bundesstaates bemisst sich ihre eigene Verfassungstreue an der geringen Zahl kroatischer Zuwanderer. Auf meine Frage, ab welcher Zahl von einwandernden Kroaten für die FDP die Bundesverfassung denn wieder gültig sei, schlich der Kollege mit dem gefrorenen Lächeln eines Politikers ab, der sich selber davon überzeugt zu haben scheint, er gehöre einer höheren Menschengattung an.

Die FDP war in der Abstimmung nicht einmal bereit, den Bundesrat zur selbstverständlichen Minimalbedingung zu verpflichten, dass vor der Ausdehnung der



«Lebenserhaltende Nabelschnur.»

Personenfreizügigkeit auf Kroatien eine mit der Verfassung vereinbare Umsetzung der Zuwanderungsinitiative zu finden sei. Was ist bloss mit dem Freisinn los?

Ich habe ein gewisses Verständnis dafür, dass bei Schweizer Politikern die Nerven flattern, wenn es um Bildung geht. Die EU hat sehr genau gespürt – und wurde von ihren eurofreundlichen Schweizer Helfern auch entsprechend eingespritzt –, dass sich die Schweiz, wenn es um Universitäten und Forschung geht, an einer ihrer empfindlichsten Stellen getroffen fühlt. Die Schweiz ist ein Land ohne Kolonien und Rohstoffe, also sind die Hirnzellen unsere wichtigsten Ressourcen. Es ist kein Zufall, dass die EU auf diesem Thema herum-

reitet und in den eingebildeten Wunden stochert. Wer den Akademikern Geld und internationalen Ruhm verspricht und deren Entzug düster an die Wand malt, hat ausserdem verlässliche Verbündete. Die Schweiz zahlt ein, während die EU mehrere hundert Millionen Franken jährlich an unsere Unis umverteilt. Dieses Geld produziert der EU viele Freunde in der Schweiz.

Lassen wir uns nicht verrückt machen. Die Schweiz verfügt über europaweit ein paar wirklich herausragende Universitäten. Die EU hat mindestens ein so grosses Interesse an einer guten Zusammenarbeit wie wir. Dieses sklavische Betteln um die mit viel Prestige verbundenen Forschungsmilliarden einer Europäischen Union, die im Sumpf ihrer selbstverschuldeten Probleme zu versinken droht, hat aus schweizerischer Sicht etwas Erbärmliches. Es mag ja sein, dass die Schweizer Forscher von den Programmen profitieren. Allerdings ist es Nonsens, diese EU-Hilfen zur lebenserhaltenden Nabelschnur hochzuschreiben.

Die Schweiz ist seit 2004 voll assoziiertes Mitglied der EU-Forschung. Seither hat sie noch keinen einzigen Nobelpreis gewonnen. Ganz im Unterschied zu den Jahren davor, als sie ohne die Intensivbeatmung durch Brüssel 1987, 1991, 1992, 1996 und 2002 Nobelpreise in Naturwissenschaften serienmässig abholte.

Ich garantiere nicht, dass die Schweiz in Zukunft mehr Nobelpreise gewinnt, wenn sie nicht mehr an den EU-Programmen teilnimmt, wobei es für die Kreativität und Tüchtigkeit unserer Forscher sicher stimulierend wirkt, wenn sie sich etwas ausserhalb der warmen Geldströme Brüssels bewegen. Ich wende mich aber entschieden gegen die dumme und kurzsichtige Überhöhung der überschätzten europäischen Forschungsprogramme. Meine Beispiele zeigen, dass es lange vor «Horizon 2020» akademisches Leben in der Schweiz gab, moussierend und erfolgreich. Eine Rückkehr zur nobelpreisträchtigen Zeit der bildungspolitischen Unabhängigkeit scheint mir daher nicht die trübste aller Aussichten.

Kommen wir zum entscheidenden Punkt: Selbst das beste Forschungsabkommen ist es nicht wert, dass man seinetwegen die eigene Verfassung fallen lässt. Man gibt sich nicht auf, um etwas Geld und ein bisschen Ansehen aus dem Ausland zu bekommen. Im Streit über Kroatien und «Horizon 2020» geht es nicht in erster Linie um Zuwanderung und Bildung. Es geht um die wichtigste Frage in der Politik: Wer macht die Gesetze? Wer setzt das Recht? In der Schweiz gilt seit 700 Jahren: Das Volk setzt das Recht. Die Bundesverfassung ist der institutionalisierte Ausdruck dieses Volkswillens, die oberste Richtschnur. «Kroatien» zeigt: In Bern leiden sie an akuter Verfassungsmüdigkeit. Es stimmt leider: Der Weg in die Diktatur beginnt, wenn sich Politiker über die Verfassungen erheben.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





«Der Wind dreht»: Virginia Raggi. Seite 48



Bedrohter Mythos: Wasserkraftwerk. Seite 42



Kalte Krieger: «The Americans». Seite 44



Zerreissprobe: David Cameron. Seite 28

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Kaninchen vor der Brexit-Schlange
- 9 Im Auge Recep Tayyip Erdogan
- 10 Asyl Herz statt Hirn
- 10 Föderalismus Wer zahlt, befiehlt
- 11 Euro 2016 Alte Meister und ewiger Konjunktiv
- 12 Selbstmörderische Dummheit  
Die Reaktionen auf das Massaker in einem Schwulenklub
- 13 Religion Sturz vom Minarett
- 14 Personenkontrolle Müller, Zaugg, Markwalder, Egloff etc.
- 15 Nachruf Trudi Roth, Schauspielerin
- 16 Algorithmus der Liebe  
Was taugen die Methoden der Dating-Börsen?
- 19 Gesellschaft Zweck und Bindung
- 20 Warum wir immer die Falschen heiraten  
Je unvernünftiger die Ehe, desto stärker die Überzeugung
- 22 Die Deutschen Gut integriert
- 22 Wirtschaft Grabstätten für Fördergelder
- 23 Ausland Steilpass für Trump
- 24 Mörgeli Empörung der Hofberichterstatter
- 24 Bodenmann Gotthardstutz
- 25 Medien Welcome back
- 25 Gesellschaft Schwule Muslime
- 26 Darf man das? / Leserbrief

## Hintergrund

- 28 Camerons Opfer auf dem EU-Altar  
Der Premier pokert um seine politische Zukunft
- 31 Hilfswerke Abhängig von öffentlichen Geldern
- 32 Bundesrat Gedankensalat
- 33 Patrouille Suisse Das Leben ist gefährlich
- 34 Krummer Asyl-Deal  
Safenwil wehrt sich gegen eine Asylunterkunft
- 36 Versuchslabor fürs Ausland  
Internationaler Medienhype um Schweizer Volksinitiativen
- 37 Bern In der Gewaltspirale
- 38 Wirbeln für die Welt  
Die guten Absichten der Freisinnigen Doris Fiala
- 40 Der Leuchtwurm von Beringen  
Öko-Schildbürgerstreich um das Schwachwindrad «Hans»
- 42 Energiewende Warum dem Wasser die Kraft ausgeht
- 44 In einer falschen Familie  
Die grossartige Fernsehserie «The Americans»
- 47 Monarchie Königliches Schandmaul
- 48 «Ein bisschen kindisch»  
Sergio Romano, Ex-Diplomat und Seelsorger Italiens



Wilder Spass: Black Sabbath, 1970. Seite 54

## Rock

### 54 Triumph eines Überlebenden

Ozzy Osbourne will es noch einmal wissen. Auf der Europatournee zelebriert er mit seiner Kultband Black Sabbath den Sound der Höllen-Hippies

## Stil & Kultur

### 52 Ikone der Woche Die Olsens

### 54 Bestseller

### 59 Kultur Geschichte des Weltuntergangs

### 60 Top 10

### 60 Kino «Pride and Prejudice»

### 61 Jazz Sonny Rollins

### 62 Namen Offenes Haus

### 63 Hochzeit Anne Splitt und Martin Naumann

### 63 Thiel Orlando

### 64 Wein Alain Chabanon, L'Esprit de Font Caude AOC Montpeyroux 2010

### 64 Zu Tisch Restaurant «O'terroirs», Neuenburg

### 65 Auto Audi A4 Avant 3.0 TDI quattro

### 66 MvH trifft Silvia Binggeli, Annabelle-Chefredaktorin

## Autoren in dieser Ausgabe

### Alain de Botton



Der in Zürich geborene Philosoph und Buchautor lebt mit seiner Ehefrau und seinen zwei Söhnen in London.

Er erklärt, warum es kein Drama ist, wenn man herausfindet, dass man die falsche Person geheiratet hat. Seite 20

### James Delingpole



Der britische Kolumnist ist Autor einer Biografie von Premier David Cameron, mit dem er als Student befreundet war. Für die *Weltwoche*

analysiert er die Reaktionen auf das Attentat eines muslimischen Massenmörders auf einen Schwulenklub im amerikanischen Orlando. Seite 12

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCHTE

# Steuern hinterziehen oder sparen?



Hilfreiche Antworten rund um Steuerfragen:  
Guider ist der digitale Berater des Beobachters.

**GUIDER.CH – So geht Entscheiden heute.**



# Kaninchen vor der Brexit-Schlange

Von Alex Reichmuth — Schweizer Politiker und Diplomaten warnen Grossbritannien vor dem EU-Austritt. Hat eigentlich irgendjemand auf der Insel auf diese Belehrungen gewartet?

Der französische Präsident François Hollande, die deutsche Kanzlerin Angela Merkel, US-Präsident Barack Obama: Sie alle haben sich mit Getöse gegen einen Austritt Grossbritanniens aus der Europäischen Union geäussert. Schützenhilfe bekommen die Brexit-Gegner nun aus unserem Land. Diplomaten, Politiker und selbsternannte Denker aus der Schweiz warnen die Briten vor einem Abseitsstehen.

«Den Brexit-Befürwortern ist nicht bewusst, dass die Schweiz nicht trotz, sondern wegen der EU so reich ist», warnte letzte Woche François Nordmann, ehe-

maliger Botschafter im Königreich. Die Chance aber, dass London ähnliche Verträge mit der EU aushandeln könne, sei sehr klein. «Das Modell Schweiz auch bei Grossbritannien anzuwenden, ist für Brüssel keine Option», so Nordmann. Ähnlich liess sich das Forum Ausserpolitik (Foraus) verhalten. Gemäss dem EU-freundlichen Think-Tank waren die Verhandlungen über die bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der EU «ein langer und oft schwerfälliger Prozess». Die Schweiz habe «sehr wenig Einflussmöglichkeiten» auf Entscheidungen für neue EU-Gesetze. «Ein ähnliches Abkommen zwischen Grossbritannien und der EU würde daher nicht zwangsläufig zu einer Rückgewinnung der «verlorenen» Souveränität führen.»

Schon im März sorgten Aussagen von Roberto Balzaretti für Wirbel. In einem vertraulichen Gespräch mit Journalisten soll der Schweizer EU-Botschafter in Brüssel die Situation der Schweiz rabenschwarz dargestellt haben. «EU-Mitgliedstaat zu sein, ist angenehmer», wurde Balzaretti zitiert. Das Land «leide», weil es bei Grundsatzentscheidungen nichts zu sagen habe. Pascal Couchepin (FDP) schlug in die gleiche Kerbe. Die Aushandlung der bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der EU habe mehrere Jahre gedauert, schrieb der FDP-Alt-Bundesrat in einem Beitrag. «Es ist nicht klar, ob die EU-Mitgliedsstaaten bereit sind, diese Struktur mit einem anderen Land zu wiederholen.»

So viel Sorge für einen anderen Staat fällt auf – aber natürlich ist das Engagement von Schweizer Exponenten gegen den Brexit nicht selbst-



Das Land leidet: Botschafter Balzaretti, Bundesrat Berset.

los. Der Austritt der Briten wäre auch für alle EU-Turbos in der Schweiz ein Rückschlag. Sie müssten konstatieren, dass sich ein wichtiger europäischer Staat aus Überdross an zu viel Bevormundung und Bürokratie für eine Rolle ausserhalb der Union entschieden hat – massgeblich dank dem Vorbild Schweiz: Deren Diplomaten haben zwar in Europa nur begrenzten Einfluss. Aber das Land steht wirtschaftlich besser da als die EU und ist wettbewerbsfähiger als andere europäische Staaten. Seine Bürger geniessen mehr Wohlstand und haben mehr demokratische Rechte. Die Schweiz würde in ihrem Sonderweg ideell gestärkt. Eine weite Annäherung an die EU oder gar ein Beitritt zur Union würden in weite Ferne rücken.

## Die Karten würden neu verteilt

Sollten sich die Briten für den Austritt entscheiden, hätte das wohl grössere Umwälzungen zur Folge. «Deserteure werden nicht mit offenen Armen empfangen», versuchte EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker die Briten noch einzuschüchtern. Doch der Brexit wäre mehr eine Bedrohung für die geschrumpfte EU. Auch in anderen Mitgliedsstaaten bekämen Austrittsbefürworter mächtig Auftrieb. Eine Reform der Union hin zu weniger Bürokratie und mehr Demokratie wäre wohl unumgänglich. Brüssel könnte sich kaum leisten, das gewichtige Grossbritannien aussen vor zu lassen – aus wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Gründen. Die Karten würden neu verteilt, europaweit. Das wissen nicht zuletzt die Schweizer Brexit-Warner.

## Ehrendoktor Nr. 44



Recep Tayyip Erdogan, Weltreisender.

Des grossen Sultans Reisen sind unerforscht. Recep Tayyip Erdogan, 62, der türkische Präsident mit Allmachtsanspruch, flog mit einem Blätz des Tuches der Kaaba, des höchsten islamischen Heiligtums, im Gepäck nach Louisville, Kentucky, um dem toten Muslimbruder Muhammad Ali seine Reverenz zu erweisen. Und offenbar wünschte er dort eine Abschiedsrede im Fokus der Weltöffentlichkeit zu halten, was Alis Familie vereitelte. Erdogan reiste wütend ab. Er lässt derzeit kein Fettnäpfchen aus, um sich majestätisch beleidigt zu fühlen. Vor allem Angela Merkel und die Deutschen haben es ihm angetan. Ist er ein egomanischer Brandstifter oder nur das leicht entflammare narzisstische Streichholz? Zurück in der Türkei, wurde er von der Kontroverse über seinen Universitätsabschluss eingeholt. Ein türkischer Präsident muss den Nachweis für mindestens vier Studienjahre an einer Hochschule erbringen, aber Erdogans Abschluss als Islam-Wissenschaftler erscheint seinen Kritikern als Fälschung.

Vor dem USA-Trip war der Präsident, von der Welt unbeachtet, in Uganda bei seinem Freund Yoweri Museveni, 71, der dort als ziemlich unzimperlicher Autokrat mit seinem Familienclan seit 1986 regiert. In Kampala liess sich Recep Erdogan einen weiteren Ehrendoktorhut aufs Haupt setzen, quasi als Retourgeschenk für den Titel honoris causa, den Museveni 2010 in Istanbul entgegengenommen hatte. Auf diese Auszeichnung ist Erdogan kompensatorisch scharf, der Hut von Kampala ist jetzt sein 44., damit hat er unter den Lebenden den Dalai Lama überholt. Vielleicht inszeniert sich Erdogan auch bewusst als Rumpelstilz, der den Strategen verbirgt. In seinem Begleittross nach Afrika flogen Hunderte Industrielle und Ökonomen mit. Die Türkei hat, vom zerstrittenen EU-Europa fast unbeachtet, wie China und Russland an die unermesslichen Ressourcen des Schwarzen Kontinents ange-dockt. Ihre Brückenbauer wagen sich auch in gescheiterte Staaten wie Somalia vor. Was, wenn Erdogan ein Prophet wäre? Peter Hartmann

## Herz statt Hirn

Von Markus Schär — Ist die Ausschaffung einer Familie ein Skandal? Nein: der Protest.

Die Kinder sprachen *Züritütsch* und schätzten Fondue, also galt die sechsköpfige Familie aus Tschetschenien, die viereinhalb Jahre in Kilchberg ZH lebte, im Dorf als integriert. «Die Schweiz ist doch meine Heimat», liess der *Blick* eines der Mädchen gar sagen. Nur ein «einziges Problem» stellte der *Tages-Anzeiger* bei der Familie fest: «Ihr Asylgesuch wurde durch alle Instanzen abgelehnt.» Drei Mal urteilte das Bundesverwaltungsgericht, die Familie sei nach Tschetschenien zurückzuweisen. Am letzten Freitag vollzogen die Zürcher Behörden endlich den Entscheid des Bundesamtes für Migration vom 22. November 2013.

Der *Blick* nahm sich der traurigen Geschichte an. Er zeigte Abschiedsbriefe der Schulkollegen, klagte über Weinkrämpfe der Freundin eines der Kinder und höhnte über die Ausschaffung, bei der nach zwei gescheiterten Versuchen mehrere Kantonspolizisten, ein Arzt und eine Begleitperson der Nationalen Kommission zur Verhütung von Folter im Privatjet mitfliegen mussten: «Wohl über 100 000 Franken kostete all das.» Und wie die Boulevardjournalisten hetzten die vom «Wort zum Sonntag» bekannte Pfarrerin Sibylle Forrer, die der Familie Kirchenasyl gewährt hatte, sowie Sozialdemokratinnen wie Nationalrätin Mattea Meyer auf allen Kanälen gegen Regierungsrat Mario Fehr (SP), der angeblich seinen Ermessensspielraum nicht genutzt hatte: «Statt Herz zu zeigen», schimpfte der *Blick*, «beharrten Beamte stur auf dem Rechtsweg.»

Bei so viel Emotion konnten die Ankläger keinen Gedanken an die Fakten verschwenden. Sie lassen sich im Urteil nachlesen, das die Bundesverwaltungsrichter Martin Zoller (CVP), Contessina Theis (GP) und Gérard Scherrer («unpolitisch») am 4. September 2014 fällten. Die Familienmitglieder hielten sich 2008 in Polen auf, als Flüchtlinge anerkannt; sie zogen aber in die Niederlande weiter und kehrten zwei Jahre später nach Tschetschenien zurück. Über die Gründe, weshalb sie 2011 in die Schweiz kamen («Der Vater soll gefoltert worden sein»), flunkerte der *Blick*, erzählten die Eltern widersprüchliche Geschichten, weshalb während des ganzen, viereinhalb Jahre dauernden Verfahrens niemand einen Asylgrund erkannte.

Ein Skandal wäre es also gewesen, wenn die Behörden nicht stur auf dem Rechtsweg beharrt hätten – nach dem Motto, das immer noch gilt: Die grössten Chancen, in der Schweiz zu bleiben, hat, wer der Schweiz die grössten Probleme macht.

## Wer zahlt, befiehlt

Von Beat Gygi — Die Unternehmenssteuerreform III stützt die Position der Schweiz im internationalen Steuerwettbewerb, aber die Kantone wagen zu wenig.

Der Nationalrat hat in der Debatte über die Unternehmenssteuerreform III die Vorschläge des Ständerats übernommen und damit den Weg frei gemacht für die Verabschiedung des Gesetzes. Das ist eine gute Nachricht, denn mit diesem Paket kann es der Schweiz gelingen, als Standort für Firmen im internationalen Steuerwettbewerb attraktiv zu bleiben. Und das, nachdem die Reparatur des Steuersystems dem Bund und den Kantonen von aussen aufgezwungen wurde. Die Allianz von Hochsteuerländern der OECD hatte der Schweiz ja befohlen, sie müsse ihren Haupttrumpf zum Anziehen von Firmen aus der Hand geben: die sogenannten Privilegien für internationale Gesellschaften, vor allem die speziell niedrige Besteuerung von Firmen ohne Geschäftstätigkeit in der Schweiz. Das neue Gesetzespaket sieht vor, dass der Wegfall des alten Trumpfes wettgemacht werden soll, und zwar im Wesentlichen durch vier neue Instrumente, die je auf ihre Art eine niedrige Besteuerung der Unternehmen ermöglichen sollen.

Dies gilt erstens für Erträge aus geistigem Eigentum und Patenten (Patentbox), zweitens für zusätzlichen Forschungs- und Entwicklungsaufwand und drittens für überdurchschnittliche Eigenkapitalausstattungen. Hinzu kommt viertens die Möglichkeit der Kantone, ihre regulären Steuersätze nach eigenem Ermessen

allgemein zu senken, also für alle Firmen gleich. Das linke Lager wollte im Nationalrat das dritte Instrument streichen, die Bürgerlichen setzten aber durch, dass dieser Zinsabzug beim Kapital im Sortiment geblieben ist. Die Kantone sollen also im Wesentlichen mit vier Zutaten ihr Steuermenü einigermaßen frei gestalten können, je nachdem, ob sie eher Forschung und Entwicklung oder eher Finanzfirmen günstiger stellen wollen.

### Lieber mehr statt weniger Instrumente

Natürlich stellt sich die Frage, warum man gerade Forschung, Patenterträge oder Finanzausstattung steuerlich speziell günstig behandeln soll. Aber in Steuersystemen ist alles mehr oder weniger Willkür. Es gibt keinen Massstab für die «richtigen» Steuern, und es ist deshalb auch völlig offen, ob nicht plötzlich die internationale Allianz der Hochsteuerländer die Patentbox oder ein anderes Instrument auf eine schwarze Liste setzt. Steuerexperten finden es für die Schweiz deshalb besser, lieber mehr statt weniger Instrumente verfügbar zu haben, lieber vier statt drei, weil sich die Risiken so breiter verteilen lassen. In der Wirkung nach aussen verspricht der Reformvorschlag im Wettbewerb um Steuerzahler gegen andere Standorte also einiges an Schlagkraft.

Nach innen ist die Wirkung weniger belebend, denn der Steuerwettbewerb unter den Kantonen wird wahrscheinlich geschwächt, der Föderalismus leidet. Da die neuen Steuerregeln geringere Unternehmenssteuereinnahmen erwarten lassen als das bisherige Regime, wollen die Kantone ihre Steuersätze nur dann auf breiter Front senken, wenn ihnen der Bund unter die Arme greift. Im Reformentwurf war bisher vorgesehen, dass die Kantone statt 17 künftig 20,5 Prozent der direkten Bundessteuer in ihre Kassen erhalten sollen. Nun hat das Parlament diese Quote sogar auf 21,2 Prozent erhöht. Die finanzielle Verstrickung von Bundes- und Kantonsebene, die Vermischung von finanziellen Verantwortlichkeiten, wird also noch enger. Pikanterweise hat sich das linke Lager gegen die Aufstockung des Kantonsanteils gesperrt, mit dem Argument, dass der Bund dadurch geschwächt werde und dann bei Sozialausgaben sparen müsse. Der Widerstand gegen die Erhöhung des Kantonsanteils ist richtig, aber aus dem gegenteiligen Grund: Langfristig ist zu erwarten, dass der Bund an Einfluss gewinnen wird, weil er immer mehr zahlt – denn wer zahlt, befiehlt.



Plus für Forschung und Entwicklung.

# Alte Meister und ewiger Konjunktiv

Von Marcel Reif — Die vermeintlichen Dominatoren wie Frankreich, Deutschland oder selbst Spanien tun sich bislang schwer. Der erste Favorit heisst Italien.



Was fällt einem nach den ersten Tagen der EM sofort auf? Es fallen wenig Tore. Heute sind auch die Verteidiger ausgezeichnete Fussballer, und man kann sie nicht mehr kurz und klein spielen. Daher suchen alle Teams den Stossstürmer, der die bestens organisierten Abwehrlinien knacken kann. Es gäbe zwar auch das Modell Messi, aber der ist ein Weltwunder und nicht beliebig reproduzierbar. Deutschlands Messi heisst Götze, und deshalb hat Jogi Löw wenigstens den Brecher Mario Gómez mitgenommen.

Es gab bisher keine echten Überraschungen, auch der Sieg der Italiener gegen die hoch gehandelten Belgier ist in Wahrheit keine, wenn man nüchtern an die Sache herangeht. Italien hat keine Wunderspieler, aber abgezockte, taktisch disziplinierte Teamplayer, die den Rasen nicht als Showbühne, sondern als Büro begreifen – wo sie die Ärmel hochkrepeln und ihren Job mit bedingungsloser Loyalität und höchster Moral erledigen. Herrlich anzusehen, wie der alte Buffon mit 38 noch immer auf ein Tor reagiert und sich die Squadra Azzurra mit ihrem im Fussball biblischen Durchschnittsalter von fast 32 Jahren inklusive Ersatzspieler wie kleine Jungs auf dem Rasen wälzt. Nur Totti und Pirlo durften ihre Knochen nicht mehr für die rüstige Rentnereingang hinhalten. Die Italiener erinnern schon dramatisch an die WM 2006, die hochbegabten Belgier bezahlten für Verletzungen wie die von Captain Vincent Kompany. Es machte zwar Freude, Hazard und De Bruyne zuzusehen, die Musik spielte jedoch das virtuose Defensivorchester aus dem Lande Verdis.

## Durchgeknallte Randalierer

Mit Italien haben wir also den ersten Favoriten der Euro entdeckt. Ländern wie Schweden, Nordirland, Wales oder der Slowakei gehört zwar meine Sympathie, aber sie sind nur dazu da, um das Turnier aufzufüllen, das sinnigerweise um eine Woche kürzer sein sollte. Dass sie sich hinten reinstellen, kann man ihnen nicht vorwerfen. Wer überfordert ist, von dem

darf man nicht erwarten, dass er selbst zur Schlachtbank läuft.

Die vermeintlichen Dominatoren tun sich bislang schwer, wie Frankreich, Deutschland oder selbst Spanien demonstrierten. Weltmeister Bixente Lizarazu hat recht, wenn er meint, dass es zwei Spiele gibt, die nerven: das Auftaktspiel, vor dem keiner weiss, wo er wirklich steht, und das Finale, das keiner verlieren will. Unterm Strich, werden sich die Grossen aber durchsetzen und werden die romantischen Träumereien der Underdogs wieder einmal an der Realität zerschellen.

Auch wenn die Deutschen holprig ins Turnier starteten – die Abwehrschwächen scheinen dank des greifbaren Comebacks von Mats Hummels reparierbar zu sein. Im Gegensatz zu früher bröckelte gegen die Ukraine hinten die Mauer des Weltmeisters, dafür gibt es vorne Glanz und Gloria. Die Pointe mit Bastian Schweinsteiger: Solche Geschichten schreibt eigentlich nur der Fussball! Und steht eigentlich auf dem Index der plattgetretenen Sprüche. Dieses Drehbuch kann man nicht schreiben, und die voreiligen Kritiker des von Guardiola entsorgten Denkmals müssen Nägel kauen.

Die Schweiz muss noch ihre Balance finden, beim Auftakt gegen Albanien war wohl zu viel Prestige dabei. Die Trainer sprachen sogar von einem «Derby» – festzumachen am Duell der

beiden Xhaka-Brüder. Für die Gruppe müsste es der Schweiz reichen. Mehr?

Was auch auffällt: Der Umgang der Spieler untereinander ist vorbildlich. Wie überhaupt das Verhalten auf dem Platz in eklatantem Gegensatz zu dem der «Fans» ausserhalb steht. Es ist eine perverse Schande, wie die Polizei mit durchgeknallten Randalierern beschäftigt ist – da fehlen mir die Worte. Auf dem Rasen habe ich hingegen noch keine einzige Szene gesehen, bei der ich gesagt hätte: «Mein lieber Mann, das war unterste Schublade.» Von Fifa und Uefa sind wir ja anderes gewohnt, aber die Fussballer zeigen, dass dieser Sport bessere Begleitumstände und bessere Funktionäre verdient hätte. Mit Tieren darf man die Hooligans nicht vergleichen, denn Tiere verhalten sich nicht so.

## Tragödie des ständigen Scheiterns

Die Posse um Jogi Löw in den sozialen Netzwerken kratzt zumindest ihn selbst genauso wenig, wie die Kritik an seiner Loyalität zu Schweinsteiger und Podolski ärgert. Es erstaunt mich immer wieder, wie viel Zeit Menschen haben müssen, um sich mit solch lapidaren Dingen zu beschäftigen.

Noch einige Worte zu den Engländern: Roy Hodgson hat zwar eine interessante Mischung zusammengestellt, aber nach sechzig Minuten ging Rooney und Kollegen gegen biedere Russen die Luft aus. Dank einer monströsen Saison mit drei Wettbewerben, die jetzt ihren Tribut verlangt. So dürften die Heldensagen des englischen Fussballs weiterhin nur ein Buch mit einer Seite bleiben. Vollgeschrieben mit ewigen Konjunktiven und der Tragödie des ständigen Scheiterns an überzogenen Erwartungen.

Marcel Reif ist einer der bekanntesten Sportjournalisten. Als Kommentator erreichte er Kultstatus.



Abgezockte Teamplayer: Italien schlägt Belgien 2:0, 13. Juni 2016.

## Selbstmörderische Dummheit

Von James Delingpole – Die Reaktionen auf das Massaker in einem Schwulenklub in Orlando zeigen: Beklagenswert viele Menschen im Westen wollen noch immer nicht wahrhaben, welche Bedrohung der militante Islam für unsere Kultur, unsere Werte, für unser Leben darstellt.

Was mag Omar Mateen dazu gebracht haben, in einem Schwulen-Nachtklub in Orlando, Florida, um sich zu schießen und mehr als hundert unschuldige Menschen zu töten oder zu verletzen?

Das ist eine rhetorische, vermutlich einigermaßen sarkastische Frage, denn noch ehe die Leichen erkaltet waren, war die Antwort ja schon klar. Der Mörder hatte den Notruf gewählt und unmissverständlich erklärt, warum er kurz darauf zu seiner blutigen Tat schreiten werde, dem schlimmsten Massaker in der jüngsten amerikanischen Geschichte. Er bekannte sich als loyaler Anhänger des Islamischen Staats (IS) und verkündete, dass er seine Tat im Namen des Islam verüben werde.

Das alles hätte man nicht vermutet, wenn man die politisch korrekten Stimmen im Fernsehen, in der Presse und in den sozialen Netzwerken verfolgt hat. Die einen sprachen von «Homophobie», andere gaben laxen Waffengesetzen die Schuld. Nur sehr wenige können sich offenbar mit dem Gedanken anfreunden, dass das Verbrechen mit der bekanntermassen toleranten, schwulenfreundlichen Religion des Friedens – dem Islam – zu tun haben könnte.

### Die Rolle der Tatwerkzeuge

Es war niemand anders als der amerikanische Präsident, der den Ton dieser schnellen Schuldzuweisungen und Ausreden vorgab. Obama, der gewiss informiert worden war über die Erklärung des Killers, seine afghanische Herkunft und die Tatsache, dass das FBI schon zweimal wegen dschihadistischer Sympathien gegen den Mann ermittelt hatte, sprach vorsichtig von einem «Akt des Terrors und einem Akt des Hasses» und fügte hinzu: «Noch sind nicht alle Fakten bekannt. Die Ermittlungen dauern an. Wir haben noch keine endgültigen Erkenntnisse über die genauen Motive des Killers.»

Doch es klang so, als habe der Präsident das grundlegende Problem schon klar erkannt. War es vielleicht der Einfluss radikaler muslimischer Imame wie etwa jenes iranischen Predigers, der nur wenige Monate zuvor den Gläubigen in der Moschee von Orlando verkündet hatte, dass es für Homosexuelle nur die Todesstrafe geben könne (die er als «Gnadenakt» bezeichnete)?

Oder war es die Erregung, die gewisse sadistische Psychopathen beim Betrachten der IS-Propagandavideos empfinden, auf denen zu sehen ist, wie Homosexuelle im syrisch-irakischen «Kalifat» von hohen Gebäuden hingestossen werden?



Im Namen des Islam: Attentäter Omar Mateen.

Oder war es schlicht die ehrliche Reaktion eines frommen Gläubigen auf all die Ermahnungen in den heiligen Schriften des Islam, nach denen Homosexualität streng verboten ist?

Nein. Jedenfalls nicht für den amerikanischen Präsidenten. Bedeutungsvoll stellte er fest, dass die Tat ein weiterer Beweis für die Charakterlosigkeit all dieser Typen sei, meist Wähler der Republikaner, die die Pläne der Demokraten für strengere Waffengesetze ablehnen.

«Dieses Massaker erinnert uns aufs Neue daran, wie leicht man an Waffen kommt, mit denen man in einer Schule, in einem Kino, in einer Kirche oder in einem Nachtklub auf Menschen schießen kann. Es hätte genauso gut unsere Freunde und Angehörigen treffen können [...] Wir müssen uns fragen, ob dies das Land ist, das wir uns wünschen. Nicht zu reagieren, ist auch eine Antwort.»

Ich weiss nicht, wie es Ihnen geht – wenn ich der Vater, Freund oder Partner von einem der

vielen jungen Menschen wäre, die in dem Nachtclub von Orlando so sinnlos ermordet wurden, würde mir speiübel, wenn ich hörte, wie der US-Präsident versucht, aus dem Tod eines mir nahestehenden Menschen politisches Kapital zu schlagen.

Natürlich haben Schusswaffen eine Rolle bei diesem Massaker gespielt. Aber am 11. September 2001 haben Teppichmesser und Passagierflugzeuge eine viel schlimmere Rolle gespielt. Werden wir diese Tatwerkzeuge ebenfalls verbieten?

### Mir würde speiübel

Und es stimmt natürlich, dass das Verbrechen in einem Schwulenkclub verübt wurde und der Täter (nach Aussage seines Vaters) den Anblick von Homosexuellen, die sich in der Öffentlichkeit küssen, widerlich fand.

Doch die Behauptung linker Kommentatoren wie etwa jene von Owen Jones vom *Guardian*, dass dies in erster Linie ein schwulen- und lesbenfeindliches Verbrechen gewesen sei, ist genauso absurd, als würde man

### Dies zu leugnen, ist kein Zeichen von religiöser Toleranz oder multikultureller Feinfühligkeit.

sagen, das Attentat auf *Charlie Hebdo* sei ein karikaturistenfeindliches Verbrechen gewesen oder das Blutbad im «Bataclan» ein Anti-Rockmusik-Verbrechen.

Tatsächlich verliess Owen Jones empört eine Gesprächsrunde beim Nachrichtensender Sky News, als ein anderer Teilnehmer und der Moderator sich nicht auf das Argument einlassen wollten, es sei in Orlando vor allem um Homophobie gegangen.

Das zeigt nur, dass beklagenswert viele Menschen im Westen, vor allem Linke und Linksliberale, noch immer nicht wahrhaben wollen, welche grosse Bedrohung der militante Islam für unsere Kultur, unsere Werte, für unser Leben darstellt.

Es gibt einen riesigen Unterschied zwischen der «Homophobie» etwa von christlichen Hotelbesitzern, die schwule Gäste nicht in ihrem Haus haben wollen, oder Bäckern, die sich weigern, für Trauungen gleichgeschlechtlicher Paare eine Hochzeitstorte zu liefern, und der «Homophobie» zorniger Muslime, die fest davon überzeugt sind, ihr Glaube gebe ihnen das Recht, in einem Nachtclub wild um sich zu schiessen und Menschen zu töten.

Dies zu leugnen, ist kein Zeichen von religiöser Toleranz oder multikultureller Feinfühligkeit. Es ist schlicht und einfach eine gefährliche Illusion, eine selbstmörderische Dummheit.

James Delingpole ist britischer Autor und zählt zu den einflussreichsten politischen Kolumnisten und Bloggern seines Landes.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Religion

# Sturz vom Minarett

Von Wolfgang Koydl – Die Bluttat von Orlando ist nur das vorläufig letzte Indiz für die gewalttätige Homophobie im Islam.

Sowohl das Englische als auch das Arabische entlehnen ihre abschätzigen Begriffe für Homosexualität der biblischen Geschichte von Sodom und Gomorrha. *Sodomy* erinnert an die sündige Stadt, die von einem erzürnten Gott unter einem glühenden Gesteinsregen begraben wurde. *Liwat* leitet sich von Lot ab, dem einzigen rechtschaffenen Bewohner, der von Gott vor dem Tod bewahrt wurde.

Nun lässt sich die Bibel nicht klar darüber aus, welcher Vergehen sich die Leute in Sodom und Gomorrha schuldig gemacht haben. Wollten sie die als Männer getarnten Engel, die bei Lot untergeschlüpft waren, der Stadt verweisen? Oder wollten sie sie vergewaltigen? Je nach Übersetzung ist beides möglich.

Der Koran hingegen äussert sich da sehr viel expliziter über das «Volk von Lut»: «Und wir sandten Lut, als er zu seinem Volk sagte: «Wollt ihr denn das Abscheuliche begehen, wie es vor euch niemand von den Weltenbewohnern getan hat?», heisst es in der Sure 7, 80–81. «Ihr lasst euch doch wahrlich in Begierde mit den Männern ein anstatt mit den Frauen.»

Derweil der Westen mittlerweile weitgehend entspannt mit dem Thema Homosexualität umgeht, arbeiten sich Muslime in aller Welt noch immer an ihrem Umgang mit Schwulen (weniger mit Lesben) ab. Der Massenmord im Schwulenkclub «Pulse» in Orland

do ist nur das vorläufig grauenvollste Indiz. So eilfertig hat sich der Islamische Staat selten zu einer Bluttat bekannt.

Doch nicht nur muslimische Terroristen nehmen sich das Recht heraus, Schwule zu töten. In sieben islamischen Staaten steht auf gleichgeschlechtliche Beziehungen die Todesstrafe: in Afghanistan, Brunei, im Iran, in Mauretanien, in Teilen Nigerias, im Sudan, und im Jemen, aber auch bei engen Partnern des Westens wie Saudi-Arabien und den Vereinigten Arabischen Emiraten, zu denen auch der glitzernde Ferien-Hotspot Dubai zählt.

### Brauch des «Bacha Bazi»

Natürlich hat es auch in der islamischen Welt immer Homosexualität gegeben, auch wenn sich Irans Ex-Präsident Achmadinedschad mit der Behauptung lächerlich machte, dass es in seinem Land «dieses Phänomen» nicht gebe. Die persische, arabische und osmanische Literatur ist voll von homoerotischen Gedichten, manche einschlägige Miniaturen überlassen nichts der Fantasie, und in Afghanistan gibt es noch heute den Brauch des «Bacha Bazi», der Knabenliebe.

Doch in der islamischen Rechtsprechung war Homosexualität gleichwohl eine Straftat, wobei man sich auf den Propheten Mohammed berief, der gesagt haben soll: «Wenn jemand das tut, was Luts Volk tat, dann tötet denjenigen, der es tut, und denjenigen, dem es angetan wird.» Viel Detailfreude widmeten schon Mohammeds Nachfolger als Kalifen der passenden Strafe. Abu Bakr riet, über Schwulen eine Steinmauer zum Einsturz zu bringen. Ali bevorzugte eine andere Methode: Delinquenten sollten kopfüber aus grosser Höhe in die Tiefe gestürzt werden, vorzugsweise von einem Minarett. Dieses Vorgehen wird von den Schlächtern des IS praktiziert. Der Henker in Saudi-Arabien operiert bei Schwulen wie bei Mördern: mit dem Schwert.

Homophobie ist tief in muslimischen Gesellschaften verwurzelt. In einer weltweiten Erhebung fand das US-Institut Pew auf die Frage, ob Homosexualität akzeptabel sei, in muslimischen Staaten nur Zustimmungsraten im einstelligen Prozentbereich. 71 Prozent der jungen britischen Muslime wollten gleichgeschlechtliche Liebe verbieten. Sie waren dabei radikaler als ihre Eltern. Im Vergleich dazu erwiesen sich Deutsch-Türken als Muster der Toleranz: 51 Prozent nannten Schwulsein nur eine Krankheit. ○



Knabenliebe: Shah Abbas I. und ein Page.

## Personenkontrolle

**Müller, Zaugg, Markwalder, Egloff, Röstli, Wermuth, Trentin, ██████████, Goltermann, Weniger, Wildberger, Molina, Levrat, Noser, Sommaruga, Stocker, Bannwart, Rotner**

FDP-Ständerat **Philipp Müller**, der im Herbst einen Autounfall verursachte, bei dem sich eine siebzehnjährige Frau schwer verletzte, hat eine neue Freundin, wie aus dem Bundeshaus verlautet: **Valesca Zaugg** ist Geschäftsführerin der Stiftung Roadcross «für die Unterstützung von Betroffenen von Verkehrsunfällen und die Erhöhung der Verkehrssicherheit». Diese bietet nach eigenen Angaben Beratungen an, «wie sich durch Einstellungs- und Verhaltensänderung Unfälle vermeiden lassen». Ob sich die beiden bereits vor Müllers Unfallfahrt kannten, ist nicht bekannt. (gut)

**Christa Markwalder** (FDP) beantwortet nicht gerne Fragen, wenn es um unangenehme Geschichten geht – Stichwort Kasachstan-Affäre. Bei anderen legt die Bernerin in ihrer Rolle als Sitzungsleiterin andere Massstäbe an. Als SVP-Nationalrat **Hans Egloff** letzten Dienstag am Rednerpult auf die Frage eines Ratskollegen ausweichend antwortete, forderte die Nationalratspräsidentin Egloff oberlehrerhaft auf, die Frage korrekt zu beantworten. Als er wieder auswich, schob sie schnippisch nach, er habe die Frage immer noch nicht beantwortet. Nun eilte SVP-Parteichef **Albert Röstli** nach vorne, um die Dame zu belehren, dass es eigentlich nicht zu ihren Aufgaben gehöre, auf der Beantwortung von Fragen zu insistieren. Man dürfe Fragen auch nicht beantworten – was im Nationalratsbetrieb eigentlich schon fast die Regel ist. (hmo)

**Cédric Wermuth**, Aargauer SP-Nationalrat, inspiriert mit seinen Aussagen zum Islam die eigene Basis zu semantischen Höhenflügen. Herr Wermuth liege schief, wenn er behauptete: «Der Islam ist Teil der Schweiz», schrieb der frühere Aargauer SP-Grossrat **Valentin Trentin** in seinem Newsletter. Das sei nur schon sprachlich falsch. Da fehle ein «ein». Teil der Schweiz sei Bern oder der Kanton Aargau oder Baden mit seinem göttlichen Stadtmann. Aber eine Weltanschauung sei doch kein Landesteil. Und auch «Cédric Wermuth» sei «ein Teil» der Schweiz ... «nämlich ein Nachteil». (hmo)



Herz für Opfer: Valesca Zaugg.



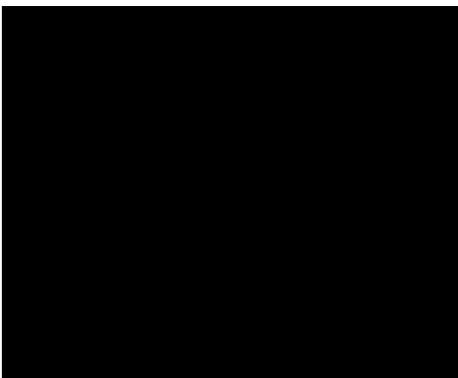
Oberlehrerhaft: Christa Markwalder.



Teilzeit-Liberaler: Ruedi Noser.



Hinter den Kulissen: Christian Levrat.



Bei der Delegiertenversammlung in La Chaux-de-Fonds sagte die SP-Basis zum Gesetz zur Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs (Büpf): «Nein, danke!», und beschloss die Unterstützung des Referendums gegen die umstrittene Vorlage. Die Juso und ihr Präsident **Fabio Molina** jubelten; sie hatten sich für das Referendum engagiert. SP-Parteichef **Christian Levrat** sah dagegen etwas alt aus, er hatte sich wortgewaltig, aber erfolglos für das Büpf eingesetzt. Und nun wird bekannt, dass die Jungsozialisten die Unterschriftensammlung zum Büpf-Referendum vorzeitig abbrechen – als hätte hinter den Kulissen Parteichef Levrat Regie geführt. (hmo)

Sonntags inszeniert sich **Ruedi Noser**, FDP-Ständerat aus dem Kanton Zürich, gerne als gewandter Unternehmer-Pionier der Computermwelt, als eine Art menschliche Brücke zwischen Bern, Zürich und dem Silicon Valley. So reiste er als Präsident des Verbands ICT Switzerland kürzlich an die Computermesse Cebit, um die ausufernde Regulierung des Internets anzuprangern. Werktags aber, wenn der Ständerat seine Gesetze schreibt, ist es mit dem liberalen Geist Nosers nicht allzu weit her. Obwohl er versprochen hatte, die Sorgen der Internet- und Kommunikationsbranche über die zunehmende Tendenz zu sogenannten Internetsperren anzusprechen, rührte er im Ständerat keinen Finger in Bezug auf diesen Punkt im neuen Geldspielgesetz von **Simonetta Sommaruga** (SP). Branchenvertreter sind bass erstaunt. Der Einzige, der die Widersprüche vielleicht auflösen könnte, wäre Noser selbst. Doch dieser lässt eine entsprechende Anfrage der *Weltwoche* unbeantwortet. (fsc)

Warum ist dieser Sommer kühl und nass, wenn doch die Klimaforscher immer heissere und trockenere Sommer voraussagen? Das fragte die *Sonntagszeitung* den Berner Wissenschaftler **Thomas Stocker**. Der führende Klimaforscher

wusste darauf nur zu antworten, dass es sich sowohl bei kühlen Sommern (wie 2014 oder 2016) als auch bei heissen Sommern (wie 2015) um «Einzelereignisse» handle. Um doch noch einen knackigen Titel zu liefern, sagte er, er rege sich über die SVP auf, «auf deren Website noch heute ein Positionspapier steht, das den menschengemachten Klimawandel leugnet». Was meinte er damit? Nach längerer Suche findet sich auf der SVP-Website tatsächlich ein fünfzehnteiliges Papier «Für eine Klimapolitik mit Augenmass» von 2009 – so fundiert und differenziert, wie es keine andere Partei bietet. Das Papier «leugnet» nichts, sondern gibt den Forschungsstand wieder, zu dem gerade Thomas Stocker massgeblich beitrug: «Das Uno-Gremium IPCC räumt ein breites Unwissen über das Funktionieren des Klimasystems ein.» Das Schimpfen des Professors fällt also auf ihn zurück: «Da werden wider besseres Wissen Falschinformationen verbreitet.» (sär)

Die Katholische Kirche der Stadt Luzern zahlt ihrem ehemaligen Religionslehrer **Thomas Bannwart** 95 000 Franken. Dies, nachdem sie den 63-jährigen Mitarbeiter letztes Jahr auf die Strasse gestellt hatte – zuvor hatte Bannwart fast zwanzig Jahre für die Kirchgemeinde gearbeitet. Der Entlassung vorausgegangen war der Vorwurf eines muslimischen Schülers, Bannwart habe sich im Unterricht negativ über den Islam geäussert. **Jürgen Rotner**, bei der Kirchgemeinde für den Religionsunterricht zuständig, machte Bannwart daraufhin eine Reihe von Auflagen für dessen Unterricht, gegen die sich Bannwart aber verwahrte (*Weltwoche* Nr. 6/16). Die Kirchgemeinde kündigte darum dem Religionslehrer. Schon im letzten Oktober hat das Luzerner Kantonsgericht die Kündigung aber als rechtswidrig bezeichnet. Die Einigung auf die Entschädigungszahlung erfolgte nun aussergerichtlich. (are)

## Nachruf



«Dann bin ich dabei!»: Schauspielerin Roth.

**Trudi Roth (1930–2016)** — Zum Star wurde Trudi Roth in einem Alter, in dem andere schon in Pension gehen: Sie näherte sich schon der AHV, als die Rolle der Tante Martha Aebersold in «Fascht e Familie» sie bekannt machte. Sie genoss diesen späten Ruhm und amüsierte sich gleichzeitig darüber. «So schlächt bin ich früener au nöd gsi», war ihr Kommentar dazu.

Ihre Theaterlaufbahn umspannte mehr als sieben Jahrzehnte: Schon als Neunjährige hatte sie in einem Weihnachtsmärchen auf der Bühne des Basler Stadttheaters gestanden. Nach der Schauspielschule spezialisierte sie sich auf das komödiantische

Fach, war Ensemble-Mitglied in den Cabarets Cornichon und Fédéral und gehörte dann viele Jahre lang zu den festen Grössen des Schweizer Boulevards.

Ihre letzte Hauptrolle spielte sie als Achtzigjährige in «Huusfründe», einer Komödie, die Erich Vock als Hommage an drei grosse alte Damen des Schweizer Volkstheaters produziert hatte. Ihre Reaktion, als ich sie anrief, um sie für dieses Projekt zu begeistern, war typisch für sie: Zuerst zierte sie sich, in ihrem Alter noch einmal so viel Text zu lernen, das müsse ja nicht sein, aber als ich ihr dann die Rolle schilderte, die ich für sie im Sinn hatte, war sie sofort Feuer und Flamme. «Ich als Strip-teasetänzerin? Dann bin ich dabei!»

Trudi – niemand wäre auf den Gedanken gekommen, sie Gertrud zu nennen, wie es in ihren Papieren stand – war keine Komikerin, auch wenn sie das seltene Talent hatte, ihre Zuschauer zum Lachen zu bringen. Sie spielte, und das war wohl das Geheimnis ihres Erfolgs, auch die schrägsten Figuren immer kerzengrade, stellte nie Karikaturen, sondern immer Menschen auf die Bühne oder vor die Kamera.

Es machte ihr Freude, wenn sie auf der Strasse als «Tante Martha» angesprochen wurde, aber ihr allerliebstes Publikum blieben immer die Kinder, für die sie jeden Sommer im Park im Grüene Kasperli-theater spielte. Deren direkte, begeisterte Reaktionen entsprachen ihrem eigenen direkten und immer begeisterungsfähigen Charakter. Am letzten Wochenende ist Trudi Roth im Alter von 86 Jahren gestorben. *Charles Lewinsky*

# Unter die Lupe genommen:

## Ihr Spezialist für die Digitalisierung in KMU.

Ob Selbständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur Vernetzung Ihrer Standorte, Sicherheit Ihres Netzwerkes oder zum Anschluss Ihres Rechenzentrums haben – wir liefern die Antworten.

Sergio Renna  
Account Manager

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.  
Sergio Renna | Tel: 044 578 78 78 | [business.upc.ch](mailto:business.upc.ch)  
Corporate Network · Internet · Phone · TV





So viele Gemeinsamkeiten wie möglich, so viele Unterschiede wie nötig.

## Beziehungen

# Algorithmen der Liebe

Von Claudia Schumacher — Werde ich durch die Person, mit der ich zusammen bin, ein ganz anderer Mensch? Welches ist der Einfluss der Partnerwahl auf die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit? Die älteste und intimste aller Fragen beschäftigt Biologen und Partnerbörsen.

Hätte die Unternehmertochter Kate Middleton nicht den britischen Prinzen geheiratet, würden sich nicht Boulevardjournalisten auf der ganzen Welt empören, sobald sie – o Gott, o Gott – ohne frischlackierte Fussnägel das Haus verlässt. Die berühmteste Band aller Zeiten wäre der Legende nach länger zusammengeblieben, wenn John Lennon beim Anblick einer japanischstämmigen Künstlerin nicht dem Rausch seines Lebens verfallen wäre. Und auch David Garrett würde der internationalen Schwiegermütterschaft jetzt wohl weiter sorgenfrei die netten Lieder geigen anstatt präventiv Interviews über sein Sexleben zu geben, hätte er sich nicht in eine rachsüchtige Pornodarstellerin verliebt.

Seit Adam und Eva ist die Partnerwahl etwas, wovon alle sagen: nach Möglichkeit gut zu überlegen. Im Fall von Fehlentscheidungen

kann man hier kreuzunglücklich werden, das Paradies verlieren oder Troja an die Griechen. Matchentscheidend ist das Miststück namens Liebe aber nicht nur aufgrund seiner destruktiven Gewalt. Die Liebe kann auch ganz anders.

### Triebgeleitete Geistesgeschichte

«Die erstaunlichsten Fähigkeiten des menschlichen Geistes sind wie Pfauenfedern: Werkzeuge für das Liebeswerben. Entwickelt zur Anziehung und Unterhaltung von Geschlechtspartnern», schrieb der amerikanische Psychologe und Evolutionsbiologe Geoffrey Miller in seinem von Kritikern gepriesenen Klassiker «The Mating Mind» (2001). Miller vertritt die steile und schwer widerlegbare These, dass unsere zivilisatorische Entwicklung auf die Sehnsucht nach Paarung zurückgeht. Es sei der Sexualtrieb gewesen, der die menschliche Natur

erst zur Entfaltung gebracht habe. Musik, Charme, Paläste und ein elaboriertes Vokabular: nichts weiter als Mittel, um Frauen und Männer ins Bett zu kriegen.

So gesehen, ist auch das alte Schwer-zu-bekommen-Spiel und das Körbe-Verteilen ein altruistischer Akt besonders liebevoller Individuen, um Verehrern bei der Selbstentfaltung zu helfen. Wie viele von uns konnten sich erst nach einer schmerzlichen Ablehnung dazu aufraffen, etwas aus sich zu machen? Mal Sport treiben, einen passenden Haarschnitt oder Arbeitsplatz finden und auch das späte Werk eines Jean-Luc Godard schätzen lernen, weil doch nur Banausen, die nicht dazugehören und keine abkriegen, ausschliesslich seine Sechziger-Jahre-Filme kennen. Auch F. Scott Fitzgerald wurde erst der amerikanische Schriftsteller der Goldenen Zwanziger, nachdem ihn





eine Frau nicht gewollt hatte. Zelda Sayre, It-Girl und Südstaatenschönheit, lehnte seinen Heiratsantrag ab. Der ehrgeizige Autor mit dem überschaubaren Einkommen erschien ihr nicht als gute Partie. Fitzgerald war am Boden zerstört. Er liess die massive Energie, welche ein Herzensbruch freisetzen kann, in seine Arbeit fliessen – und wurde berühmt. Wenigstens eine Zeitlang. Somit waren dann auch die Karten zwischen ihm und Zelda neu gemischt. Kurz darauf stand sie, aufgerüsch und mit perfekt frasierter Wasserwelle, neben Fitzgerald vor dem Altar und wollte heiraten.

### Entwicklungsmotor Partnerschaft

Verschmähung als Erfolgsbeschleuniger? Minderwertigkeitsgefühle waren schon immer ein wunderbarer Quell der Kreativität. Und wenn bereits die verwehrte Partnerschaft ein probates Mittel zur Persönlichkeitsentwicklung ist, welche Möglichkeiten bietet dann erst die gelungene? «Es gibt meines Wissens noch keine Studien, welche den Einfluss der Partnerwahl auf die persönliche Entwicklung im Längsschnitt untersucht hätten», sagt Guy Bodenmann, Professor für Klinische Psychologie an der Uni Zürich und der renommierteste Paarpsychologe der Schweiz. «Es ist allerdings auf-

grund meiner klinischen Beobachtungen festzustellen, dass der Partner einen entscheidend in der eigenen Entwicklung beeinflusst.» Jeder Partner bringe bei seinem Gegenüber andere Saiten zum Klingen und wirke auf dessen Persönlichkeitsentwicklung teils absichtlich ein. Aber auch indirekte Einflüsse in Beziehungen, etwa persönliche Einstellungen und Umgangsformen, könnten sich mit der Zeit auf den anderen übertragen. «Bei langjährigen Partnerschaften sieht man daher häufig eine Angleichung der Persönlichkeiten und eine zunehmende Ähnlichkeit», so Bodenmann.

Fünfundzwanzigjährige Ehepaare in gelber Outdoor-Jacke und mit erstaunlich ähnlicher Kurzhaarfrisur. Hund und Herrchen mit dem gleichen verbissenen Kiefer. Aber wie weit geht das: Werde ich in zehn Jahren eine ganz andere sein, nur weil ich mich heute für den charmanten Kellner entscheide und den wohlhabenden Unternehmensberater ablehne – oder umgekehrt? «Ja, das denke ich», meint Bodenmann. «Die Partnerwahl wird darüber entscheiden, in welchen Kreisen man künftig verkehrt und welche Werte und Normen wichtig werden. Die Lebensausrichtung und die eigene Vision fürs Leben hängen von dieser Entscheidung ab.»

Offenbar ist es wie im Witz: Ein reicher Unternehmer fuhr mit seiner Frau im Ferrari an der Tankstelle vor. Er zeigte auf den Tankstellenwart, als er selbstgefällig zu ihr sagte: «Schau, hättest du *den* genommen, wärst du jetzt nicht da, wo du mit mir bist.» Die Frau lachte. «Natürlich!», sagte sie, «denn hätte *er* statt du mich zur Frau bekommen, wäre er jetzt kein Tankstellenwart mehr, sondern dein Chef.»

Wenn der oder die Richtige derart wichtig ist für das eigene Leben, drängt sich umso mehr die Frage auf, wer das ist. Laut Millers «The Mating Mind» funktioniert der Mensch – auch wenn er bei der Partnerwahl gar keine Familie plant – noch immer unterschwellig wie ein Tier: Er sieht im potenziellen Partner die Hälfte der Gene, die seine Kinder tragen werden. Bei der Auswahl von Freunden drückt man eher ein Auge zu, beim Partner sollte die Qualität stimmen. Als sexuell attraktiv gelten etwa Grosszügigkeit und Humor. Mehrere Studien belegen, dass besonders Frauen beim anderen Geschlecht den Witz schätzen. Was sich gut trifft: Denn Männer finden dem Lachen zugeneigte Frauen attraktiver als ernste. Wenn sie dann noch über seine Witze lacht, gibt es kein Halten mehr. Schon einmal überlegt, weshalb gesellige Menschen generell oft so anziehend wirken? Archaisch betrachtet sind die mit dem sozialen Netzwerk auch diejenigen, welche bei Nahrungsnot eher etwas von der raren Beute abbekamen und bei Angriffen in der Lage waren, Allianzen gegen den Feind zu bilden. Auch beliebte Frauen konnten bei Krankheit eher einer anderen Frau das Baby zur Versorgung geben und so sein Überleben sichern. Wer in der Steinzeit den abseitigen Individualisten datete, stand richtig blöd da.

Auf der körperlichen Ebene ist bislang vor allem erwiesen, was Männer bei Frauen wollen. Umgekehrt herrscht kaum Eindeutigkeit. Männer finden Frauen sexy, die weiblich, also kurvig wirken. Zu wenig dürfen sie nicht wiegen, da drückt offenbar wieder das Archaische durch: Magere Frauen neigen eher zu Unfruchtbarkeit. Das von Männern favorisierte weibliche Gewicht liegt leicht unter dem durchschnittlichen. Die Körpergrösse ist egal. Andersherum ist die Grösse einer der wenigen eindeutigen Faktoren für Attraktivität: Frauen bevorzugen Männer, die sie überragen. Interessant ist auch, dass Frauen auf Männer stehen, deren Immunsystem sich von ihrem stärker unterscheidet, wie der Schweizer Evolutionsbiologe Claus Wedekind erforscht hat. Das Merkmal erkennen Frauen unbewusst über die Nase. Im Fall von Nachwuchs ist ein Immunsystem, das aus zwei eher unterschiedlichen entsteht, das tendenziell stärkere.

Der Richtige scheint ausserdem immer mehr auch derjenige zu sein, den wir im Internet kennengelernt haben. 2012 veröffentlichte Bodenmann die Ergebnisse einer im Auftrag der Online-Dating-Plattform Parship durch-

geführten Studie. Er stellte sich als unabhängiger Experte zur Verfügung und bekam dafür die gesammelten Daten von 2960 in der Schweiz lebenden Paaren bereitgestellt. Dabei kam Bodenmann zu dem Schluss, dass Paare, die sich online kennengelernt hatten, im Durchschnitt zufriedener mit ihrem Leben und ihrer Beziehung sind als Paare, die sich zufällig offline getroffen hatten, beispielsweise im Büro oder über Freunde. Machen die Rechner von Parship tatsächlich etwas besser als der sogenannte Zufall? Oder ist das nur eine dieser von einem Unternehmen bezahlten Studien, bei denen ganz überraschend das werbetechnisch optimale Ergebnis herauskommt?

### Im Bett mit seinem Ebenbild

In der Schweiz gibt es einige hundert Online-Dating-Anbieter. Seit Anfang der nuller Jahre boomt die Partnersuche im Netz. Die letzten allgemeinen Branchenzahlen stammen von 2015, als mit insgesamt rund 660 000 Schweizern bereits etwa die Hälfte der Singles im Land online nach einem Partner suchte. Die Gratis-App Tinder ist beliebt; bei den seriösen Bezahldiensten sind vor allem Elitepartner und Parship gefragt. In der Schweiz und auch europaweit ist die erfolgreichste Singlebörse der im Jahr 2000 in Hamburg gegründete Parship. Dort sind bei weltweit mehr als 11 Millionen Nutzern mehr als 500 000 Menschen in der Schweiz registriert.

Eine, die erklären kann, auf welche wissenschaftlichen Erkenntnisse Parship setzt, ist die Psychologin Barbara Beckenbauer. In ihrer Praxis im Zürcher Seefeld zeichnet sie mit

---

### «Zwei Alphatiere schlagen sich nur die Köpfe ein, das führt zu nichts.»

---

einem schwarzen Filzstift Diagramme auf Papier. Die 46-jährige Schweizerin gehört zum wissenschaftlichen Expertenteam des Online-Anbieters. «Unsere Testpsychologie beruht auf dem Motto des Parship-Mitgründers und Experimentalpsychologen Hugo Schmale: «So viele Gemeinsamkeiten wie möglich, so viele Unterschiede wie nötig», sagt Beckenbauer über die Zusammenführung von Partnern bei Parship, das sogenannte Matching.

Wer sich auf Parship.ch anmeldet, muss zunächst einen psychologischen Test absolvieren. Er ist die Grundlage für die Paarungsmathematik des Computers. In 80 Fragen werden 32 Persönlichkeitsmerkmale abgefragt. Es gibt insgesamt 400 Antwortmöglichkeiten, denen Punktzahlen zugeordnet werden. Dann setzt der Computer 140 Algorithmen ein, um die Antworten auszuwerten. Am Ende wird zum Beispiel der Regula aus Basel der Christoph aus Zermatt vorgeschlagen. Wer

nur Partner in der eigenen Stadt finden will, kann dies einstellen. Parship rät besonders zur Kontaktaufnahme, wenn mit jemandem 90 Matching-Punkte und mehr vorliegen würden. «Die wissenschaftliche Grundlage für den Test bilden anerkannte Forschungsergebnisse», so Beckenbauer. Es werden Persönlichkeitsmerkmale abgefragt wie die Neigung zu Submission oder Dominanz sowie der Kommunikationsstil. Aber auch scheinbar banale Themen werden berücksichtigt. So wird etwa gefragt, ob man lieber mit geschlossenem oder offenem Fenster schläft oder welchen Umgang man mit dem Smartphone pflegt.

Dabei gebe es Dinge, die unverhandelbar seien und entsprechend stärker von den Algorithmen berücksichtigt würden. Beim Thema Treue sollten Partner laut Parship den gleichen Standpunkt haben, um sich für eine feste, langjährige Beziehung zu eignen. Ausserdem sollten sie sich in puncto Gelassenheit nicht zu sehr unterscheiden. Eine pingeliche Frau werde mit einem pingeligen Mann eher glücklich als mit einem allzu entspannten. Denn wenn sie sich aufregt, weil er die Socken liegenlässt, und er dann nur lacht, geht sie erst recht an die Decke. Fühlt er sich wenigstens ertappt, kann sie leichter wieder lockerlassen. In manchen Bereichen kommt es auf Ergänzung durch Gegensätze an. So führt der Online-Verkuppler etwa dominanteren Personen Menschen zu, die nicht immer recht haben müssen und mit gelegentlicher Nachgiebigkeit kein Problem haben. «Zwei Alphatiere schlagen sich nur die Köpfe ein, das führt zu nichts», so Beckenbauer.

Der Erfolg und die Zufriedenheit der Nutzer geben Parship recht. Doch der Einfluss der katalogisierten, durch Algorithmen optimierten Online-Fahndung nach dem Traumpartner wird nicht nur einhellig positiv bewertet. In den Medien wird von schwindender sozialer Mobilität berichtet. Denn auf Plattformen wie Parship, wo hauptsächlich nach Gemeinsamkeiten gesucht wird und auch das Einkommen abgefragt wird, findet der Arzt eher die Ärztin als die Krankenschwester. Auch von einer Steigerung des Narzissmus in unserer Gesellschaft ist die Rede, weil man jetzt zunehmend mit seinem Ebenbild ins Bett gehe. Ist es Selbstbefriedigung, wenn man mit jemandem schläft, der einem gleicht? In welche Zukunft führen uns die neuen *power couples*, die sich permanent selbst beklatschen, weil sie kaum Reibungsflächen haben? Wo bleibt da die Kritik?

«Kritik in Beziehungen war noch nie besonders hilfreich», meint Arnold Retzer, der den Klassiker «Lob der Vernunft» (2009) geschrieben hat und zu den namhaftesten Paarberatern Deutschlands zählt. Er ist seit 29 Jahren mit seiner Frau verheiratet – ein guter Leistungsnachweis für einen Paarpsychologen. «Ich glaube an das, was ich als resignative Reife bezeichne», so Retzer. Den anderen

akzeptieren, wie er ist – ohne Rumbasteln und Meckern. Oft eröffne sich durch diesen freundlicheren Ansatz im Umgang miteinander die freiwillige Bereitschaft zur Veränderung, während alles Meckern meist auch noch nach Jahrzehnten nirgendwo hinführe. Von Parship hält Retzer dennoch wenig. «Mir widerstrebt der Gedanke, dass es so etwas wie einen richtigen Partner gibt», sagt der 64-Jährige mit angenehmer Grummelstimme am Telefon. Ein

---

### «Den Pfeil abschiessen und die Zielscheibe drumherum malen – Volltreffer!»

---

romantischer Irrglaube, der seiner Meinung nach auch den entspannten Umgang innerhalb der Beziehung erschwere. Denn sobald der Katalogpartner einmal von den eigenen Vorstellungen abweiche, komme die grosse Verunsicherung. Die Richtige würde doch so etwas nie tun! Retzer hat deshalb ein anderes Bild für das Finden der Liebe: «Den Pfeil abschiessen und die Zielscheibe drumherum malen – Volltreffer!» Letztlich komme es viel stärker auf den Umgang miteinander als auf die Wahl des Partners an. «Vernünftige Liebe weiss um die Grenzen und Beschränkungen ihrer selbst. Und schöpft innerhalb dieser Grenzen zufrieden ihre Möglichkeiten aus.» Frei nach Mick Jagger: «Wenn du nicht bekommst, was du liebst, liebe, was du bekommst.»

### Auf die Freunde hören

Die einen sagen so, die anderen so. Was zeichnet aber jetzt ein erfolgreiches Paar aus? Was hält zwei zusammen? Nur wenig ist hier statistisch wirklich gesichert. Aber zumindest das: Wenn zwei Menschen heiraten, die beide mindestens 26 Jahre alt sind, beide einen Uni-Abschluss haben, beide gut verdienen und noch keine Kinder in die Beziehung mitbringen, dann bleiben sie mit grösserer Wahrscheinlichkeit ein Leben lang verheiratet als andere Paare. Auch Paare, die Wert auf Treue legen, fahren statistisch gesehen besser.

Abgesehen von Anstand und Ehrgeiz, die hier mitschwingen, scheinen also tatsächlich vor allem Gemeinsamkeiten eine Beziehung zu stärken. Demografen gehen zudem davon aus, dass Bindungen in gebildeten Kreisen deshalb eher lebenslang halten, weil dort mit Blick auf den Nachwuchs Wert auf funktionale Familienführung gelegt wird. Noch immer zeigen Studien, dass sich Scheidungskinder tendenziell schlechter entwickeln als Kinder aus stabilen Verhältnissen.

Zu guter Letzt raten viele Therapeuten bei der Wahl des Partners zu einem alten Hausmittel, für das man weder online gehen noch zahlen muss: Freunde fragen, wie sie den Neuen oder die Neue finden. Und darauf hören. ○

# Zweck und Liebe

Von Rolf Hürzeler — Die Liebesheirat ist eine vergleichsweise junge historische Erscheinung. Früher war der Zweck, waren nicht die Gefühle ausschlaggebend. Kehrt dieses Modell wieder zurück?

Der römische Kaiser Augustus wusste den gesellschaftlichen Wert seiner einzigen leiblichen Tochter, Julia, zu schätzen. Im süßen Alter von zwei Jahren versprach er sie dem Sohn seines Bündnispartners Marcus Antonius. Unglücklicherweise zerbrach die Männerfreundschaft, Augustus meuchelte im Jahr 30 vor Christus seinen Schwiegersohn in spe persönlich. In der Folge verheiratete der Vater Julia drei Mal mit Partnern nach seinem Gusto, ohne dass sie an ihnen Gefallen gefunden hätte. Für ihr Glück fühlte sich die Frau selbst zuständig und besorgte es sich ausgiebig ausserehelich. Sie musste dabei praktischerweise kein schlechtes Gewissen haben, die Kirche sollte erst kommen.

Laut dem Zürcher Familienforscher François Höpflinger bestimmte bei der Aristokratie das dynastische Überleben bis weit ins 18. Jahrhundert die Partnerwahl. Die Bauern bildeten Zweckgemeinschaften; Liebe und Sex fanden Frauen und Männer ausserhäuslich.

Das war lebensgefährlich. Laut dem Historiker Ian Mortimer waren Verstösse gegen den Moralkodex der Kirche fatal. Im Mai 1650 erliess das englische Parlament ein Gesetz, das die Todesstrafe für Sex ausserhalb der Ehe vorsah: «Schockierend ist etwa das Schicksal der Engländerin Susan Bounty, die wegen Ehebruchs verurteilt wurde. Nachdem sie ihren Sohn zur Welt gebracht hatte, durfte sie ihn einen Moment lang im Arm halten, dann wurde sie gehängt.» Nur sechs Jahre später kam Charles II. auf den Thron, ein Mann mit mindestens acht illegitimen Kindern von sechs Mätressen. Kluge Frauen wie die Schriftstellerin Jane Anger erkannten die Doppelmoral; sie veröffentlichte 1589 die «Inschutznahme der Frauen» mit den Worten: «Hat es jemals jemanden gegeben, der so geschmäht, so verleumdet, so beleidigt oder so übel behandelt wurde, ohne es verdient zu haben, wie wir Frauen?»

## Markt für Frauen

Erst mit der Romantik sollte gegenseitige Zuneigung die Verbindung fürs Leben bestimmen – mit sehr beschränkter Haftung allerdings. Der Wandel vollzog sich für die Menschen unmerklich über die Jahrhunderte. Die Historikerin Daniela Schmohl schreibt in ihrem Aufsatz «Die Geschichte der Ehe»: «Die Romantik gab dem Bürgertum das Ideal von der Vereinbarkeit von Liebe, Sexualität und der Ehe.» Damit verbunden war «die Betonung der gutbürgerlichen Sittlichkeit durch das Ehe- und Familienleben». Diesem Ideal standen Hindernisse



«Mädchen mit reiner Seele»: *Gartenlaube*, 1866.

entgegen – von Standesschranken über patriarchalische Erbregeleungen bis hin zu sozialem Elend, das keine eheliche Verbindung zulies. Erst der durch die napoleonischen Truppen verbreitete Code civil führte in Mitteleuropa zur heutigen Zivilehe, die in der Schweiz 1874 obligatorisch wurde.

Die gesellschaftlichen Vorstellungen vor zwei-, dreihundert Jahren hatten wenig mit dem heutigen Verständnis einer Partnerschaft zu tun. So berichtete der anglikanische Priester und Schriftsteller William Sabine Baring-Gould in seinen Aufzeichnungen von südwest-englischen «wife sales» im 19. Jahrhundert, die illegal zwar, aber zeitweise dennoch verbreitet gewesen seien. Er schreibt von einem Armeemoffizier, der 1823 seine angeblich untreue Frau auf dem Marktplatz der Ortschaft Liskeard in Cornwall tagsüber angeboten haben soll, und zwar so lange, bis die Polizei intervenierte. Im Einzelfall fädelten Frauen den Verkauf selbst ein, am besten heimlich mit ihrem Geliebten, um so den Fäusten des Alten zu entkommen. In jedem Fall seien die «Erlöse für die Frauen» gering gewesen, bedauert der geldbewusste Chronist.

Ökonomische Gegebenheiten prägten die gesellschaftlichen Verhältnisse stets, wie der Sozialhistoriker Rudolf Braun in seinem Standardwerk «Industrialisierung und Volksleben»

schrrieb. Er belegte, dass die verbreitete Heimarbeit materielle Sicherheit bedeutete, die wiederum erst die kleinbürgerliche und die bürgerliche Familie ermöglichte – und damit eine Voraussetzung für Liebesverbindungen schuf. Allerdings waren viele Ehen von kurzer Dauer. Aus materiellen Gründen konnten junge Menschen erst spät eine feste Verbindung eingehen, und diese fand durch die geringe Lebenserwartung oft ein vorzeitiges Ende.

## Flamme vergangener Tage

Das sich zusehends verbreitende Idealbild eines gefühlsbetonten Liebeslebens führte zu einem wachsenden Markt, auf dem sich Publikationen wie die deutsche *Gartenlaube* behaupteten. Hier veröffentlichte die heute vergessene Schriftstellerin Eugenie Marlitt ihre romantischen Fortsetzungsgeschichten von jungen Frauen, die sich nach Liebeserfüllung sehnen. Zum Beispiel im Roman «Goldelse», der von einem «Mädchen mit reiner Seele» handelt, das von einem Adligen immer wieder bedrängt wird, sich aber tapfer wehrt und dafür mit den schönsten Seiten der Liebe belohnt wird: «Der junge Mann besass nichts als seinen Degen und seine schöne männliche Gestalt.» Bei Autoren wie Victor Hugo oder Charles Dickens, die vom gleichen Markt wie Marlitt profitierten, stellte sich das Gefühlsleben der Protagonisten allerdings etwas vielfältiger, dafür weniger romantisch dar. Sie setzten zwar ebenfalls auf das Idealbild einer bürgerlichen Ehe, doch die trüben gesellschaftlichen Verhältnisse verhinderten das Glück.

Oder der industriell geführte Krieg im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert. Ein typisches Beispiel dafür lieferte die britische Schriftstellerin Rebecca West mit ihrer soeben erstmals ins Deutsche übersetzten Novelle «Die Rückkehr»: Ein gutbetuchter Offizier muss im Ersten Weltkrieg seine geliebte Familie verlassen, weil er an die französische Front geschickt wird. Bei einer Granatexplosion erlebt er einen Schock, der ihn um fünfzehn Jahre zurückversetzt. Nun liebt er nicht mehr seine rechtmässige Frau, sondern seine erste Flamme vergangener Tage – zum Entsetzen der Familie. Rebecca West dokumentiert mit dieser Geschichte perfekt, wie flüchtig Liebesbindungen sind. Wesentlich flüchtiger jedenfalls als die früheren Zweckgemeinschaften.

Seit dem Zweiten Weltkrieg findet die feste Beziehung zumindest in der veröffentlichten Meinung weniger Gefallen. Achtundsechziger Autoren wie der Österreicher Erich Fried oder die Pop-Bewegung propagierten die bindungsfreie Liebe mit wechselnden Partnern. Nach deren Hype in den siebziger Jahren ist das Bedürfnis nach fester Bindung inzwischen wieder etwas gewachsen, auch wenn nahezu die Hälfte aller Ehen geschieden wird – die Liebe also nicht ganz das hält, was man sich von ihr verspricht. ○

# Warum wir immer die Falschen heiraten

Von *Alain de Botton* — Wir wollen es unbedingt vermeiden. Und trotzdem binden wir uns zuverlässig an den falschen Partner. Je unvernünftiger eine Eheschliessung erscheint, desto stärker ist die Überzeugung, dass es die richtige Entscheidung war.

Sobald wir einem anderen Menschen nahekommen, tauchen verwirrend viele Probleme auf. Normal erscheinen wir nur Leuten, die uns nicht besonders gut kennen. In einer klügeren, reflektierteren Gesellschaft würde man seiner neuen Bekanntschaft bei einer der ersten Verabredungen ganz selbstverständlich die Frage stellen: «Und wie sieht deine Verücktheit aus?»

Vielleicht haben wir eine latente Neigung, wütend zu werden, wenn uns jemand widerspricht, und vielleicht können wir nur bei der Arbeit entspannen. Vielleicht müssen wir uns nach dem Sex von unserem Partner abwenden, und vielleicht ziehen wir uns in unser Schneckenhaus zurück, wenn wir beleidigt sind. Niemand ist perfekt. Das Problem ist, dass sich vor der Ehe kaum jemand mit seiner komplexen Psyche beschäftigt. Wenn sich in lockeren Beziehungen unsere Defizite offenbaren, suchen wir die Schuld beim Partner und machen Schluss. Und für unsere Freunde ist es nicht so wichtig, uns auf unsere Macken aufmerksam zu machen. Das Alleinsein hat insofern den Vorteil, dass man sich für einen ganz und gar unkomplizierten Menschen halten kann.

Unserem Partner geht es ähnlich. Natürlich versuchen wir, ihn zu verstehen. Wir besuchen seine Eltern. Wir schauen uns seine Fotos an, treffen uns mit seinen Studienfreunden oder Arbeitskollegen. All das bestärkt uns in der irrigen Annahme, dass wir alles richtig gemacht haben. Das Eheversprechen erweist sich als ein optimistisches, grosszügiges, unendlich schönes Glücksspiel zweier Menschen, die noch nicht wissen, wer sie selbst sind und wer der andere ist, die sich für eine gemeinsame Zukunft entscheiden, von der sie sich kein Bild machen und die kritisch zu befragen sie ängstlich vermieden haben.

## Der Traum vom ewigen Glück

Lange Zeit haben die Menschen aus Vernunftgründen geheiratet: weil die Parzelle der Bauerntochter direkt an das eigene Grundstück angrenzte; weil ihre Eltern ein florierendes Geschäft besaßen; weil ihr Vater das Richteramt in der Stadt bekleidete; weil ein Schloss unterhalten werden musste oder weil beide Seiten Anhänger derselben Glaubensrichtung waren. Solche Vernunftfehen führten zu Einsamkeit, Untreue, Missbrauch, Hartherzigkeit und verprügelten Kindern. Aus heutiger Sicht war die Vernunftfehe alles andere als vernünf-

tig. Sie war oft zweckmässig, geprägt von Engstirnigkeit, Herablassung und Ausbeutung. Darum stand das, was an ihre Stelle getreten ist, also die Liebesheirat, nur selten unter Rechtfertigungsdruck.

Das Entscheidende bei einer Liebesheirat ist, dass zwei Menschen sich wie durch eine unbezwingbare Kraft zueinander hingezogen fühlen und aus tiefstem Herzen wissen, dass es der beziehungsweise die Richtige ist. Mehr noch: Je unvernünftiger eine Eheschliessung erscheint (vielleicht kennen sich die beiden erst ein halbes

## Alleinsein hat den Vorteil, dass man sich für ganz und gar unkompliziert halten kann.

Jahr, einer der beiden ist vielleicht arbeitslos, oder beide sind noch halbe Kinder), desto stärker ist die Überzeugung, dass es die richtige Entscheidung war. Unbekümmertheit soll vor den Irrtümern der Vernunft schützen, dieser Ursache von Elend, dieser Forderung von Buchhalten. Das verbreitete Bauchgefühl ist die traumatisierte Reaktion auf allzu viele Jahrhunderte unvernünftiger Vernunft.

Doch selbst wenn wir daran glauben, in der Ehe das Glück zu suchen – so einfach ist es nicht. In Wahrheit suchen wir das Vertraute – und das könnte unseren Glücksvorstellungen in die Quere kommen. Wir wollen als Erwachsene in unseren Beziehungen die Gefühle aufs Neue erleben, die wir von unserer Kindheit her so gut kennen. Die Liebe, die die meisten von uns schon früh erfahren haben, wurde oft mit anderen, destruktiven Dynamiken durcheinandergelassen: dem Wunsch, einem Erwachsenen zu helfen, der nicht mehr weiterwusste, der Sehnsucht nach elterlicher Wärme, der Angst vor dem väterlichen Zorn, dem mangelnden Selbstbewusstsein, die eigenen Bedürfnisse zu äussern. Und so ist es ganz logisch, dass wir als Erwachsene bestimmte Kandidaten nicht deswegen aussortieren, weil sie die Falschen sind, sondern weil sie genau die Richtigen sind (viel zu ausgeglichen, viel zu reif, verständnisvoll und zuverlässig) und uns in ihrer Richtigkeit irritieren. Wir heiraten die falschen Leute, weil wir Geliebtwerden nicht mit Glück assoziieren.

Wir machen auch Fehler, weil wir einsam sind. Wer das Alleinsein unerträglich findet, ist in einer denkbar schlechten Ausgangssituation, um zu erkennen, wer ein passender

Partner ist. Eine gute Wahl können wir nur treffen, wenn wir die Aussicht auf jahrelanges Alleinsein gelassen ertragen. Andernfalls riskieren wir, dass uns die Beendigung dieses Zustands wichtiger ist als der Partner, der uns vor diesem Schicksal bewahrt.



Unüberbrückbare Differenzen.

Und schliesslich heiraten wir, um ein schönes Gefühl für immer zu bewahren. Die Ehe erscheint uns als Möglichkeit, jenes Glücksgefühl festzuhalten, das wir bei dem Gedanken empfanden, unserem Partner einen Antrag zu machen. Vielleicht waren wir in Venedig, auf einem Motorboot irgendwo in der Lagune, das Wasser glitzerte in der Abendsonne, wir sprachen über uns in einer Weise, die keiner von uns für möglich gehalten hätte, und später gingen wir in ein zauberhaftes Restaurant. Wir heirateten, weil wir diese Empfindungen für immer festhalten wollten, ohne begriffen zu haben, dass es keinen Zusammenhang zwischen diesen Gefühlen und der Institution Ehe gibt.

Tatsächlich transportiert uns die Ehe auf eine entschieden andere, technische Ebene, die sich etwa in einem Reihenhaus offenbart, mit langen Fahrten zum Arbeitsplatz und nervenden Kindern, die die Leidenschaft abtöten, der sie entsprungen sind. Das einzig verbindende Element ist der Partner. Und den zu konservieren, ist nicht empfehlenswert.

Die gute Nachricht: Es ist nicht schlimm, wenn wir herausfinden, dass wir die falsche Person geheiratet haben. Wir dürfen uns dann nicht von ihm (oder ihr) trennen, sondern nur von der romantischen Vorstellung, auf der das abendländische Eheverständnis seit 250 Jahren beruht: dass es einen perfekten Menschen

gibt, der all unsere Bedürfnisse befriedigt und unsere Sehnsüchte erfüllen wird.

### Romantik ist gnadenlos

Wir müssen diese romantische Idee gegen die tragische (bisweilen auch tragikomische) Erkenntnis eintauschen, dass jeder Mensch uns irritieren, ärgern, nerven, auf die Palme bringen und enttäuschen wird – und wir (ohne böse Absicht) ihn genauso behandeln. Das Gefühl von Leere und Unvollständigkeit wird nicht verschwinden. Doch all das ist weder ungewöhnlich noch ein Grund dafür, sich zu trennen. Sich für einen Menschen zu entscheiden, heisst nur, herauszufinden, für welche Art Leiden wir uns am ehesten aufopfern wollen.

Diese pessimistische Haltung kann eine Lösung für mannigfache Probleme und Unzufriedenheiten in der Ehe sein. Es mag merk-

---

### Wir müssen nur herausfinden, für welche Art Leiden wir uns am ehesten aufopfern wollen.

---

würdig klingen, aber Pessimismus verringert den enormen Erwartungsdruck, den unsere romantische Kultur der Ehe auferlegt. Dass es einem anderen Menschen nicht gelingt, uns von unserem Schmerz und unserer Melancholie zu erlösen, spricht nicht gegen ihn und ist auch kein Grund, die Beziehung zu ihm in Frage zu stellen.

Nicht derjenige passt am besten zu uns, der alle unseren Vorlieben teilt (diesen Menschen gibt es nicht), sondern derjenige, der klug mit Geschmacksunterschieden umgehen kann und keine Angst vor Meinungsverschiedenheiten hat. Dieser «nicht allzu falsche» Mensch zeichnet sich nicht dadurch aus, dass er unsere perfekte Ergänzung ist, sondern dadurch, dass er Differenzen grosszügig tolerieren kann. Kompatibilität ist ein Ergebnis von Liebe, nicht ihre Voraussetzung.

Die Romantik hat uns nicht weitergebracht. Sie ist gnadenlos. Sie führt dazu, dass vieles von dem, was wir in der Ehe durchmachen, uns ungewöhnlich und erschreckend erscheint. Am Ende sind wir einsam und überzeugt, dass unsere Beziehung, mit all ihren Unvollkommenheiten, nicht «normal» ist. Wir sollten lernen, das Unvollkommene zu akzeptieren, und uns unablässig bemühen, unseren eigenen Defiziten und denen unserer Partner mit mehr Nachsicht, Humor und Wohlwollen zu begegnen.



Alain de Botton ist Philosoph und Buchautor. Soeben erschien von ihm das Buch «The Course of Love» (Penguin).

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



## Gut integriert

Von Henryk M. Broder — Erdogan und die Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion.



Wie Sie vermutlich wissen, hat der Deutsche Bundestag nach jahrelangem Ringen um die richtige Wortwahl eine Resolution verabschiedet, mit der der Völkermord an den Armeniern als «Völkermord» bezeichnet wird hundert Jahre nach den «Ereignissen von 1915/16», wie die offizielle türkische Sprachregelung lautet. Präsident Erdogan liess nichts unversucht, um die Resolution zu verhindern. Er drohte mit «Konsequenzen», er schickte seine in Deutschland lebenden Anhänger auf die Strasse, um den Bundestag unter Druck zu setzen.

Nachdem die Resolution dann doch mit den Stimmen aller Parteien zustande gekommen war, wobei fast die ganze Regierung durch Abwesenheit auffiel, gerieten die «türkischstämmigen» Abgeordneten des Bundestages ins Visier des türkischen Präsidenten. Sie seien, so Erdogan, das Sprachrohr der kurdischen «Terrororganisation PKK», man sollte sie einem Bluttest unterziehen, da ihr Blut «verdorben» sei. Die elf Abgeordneten mit «türkischen Wurzeln» stehen nun unter Polizeischutz, das Auswärtige Amt rät ihnen von Reisen in die Türkei ab, ihre Sicherheit könne nicht garantiert werden. Das alles war zu erwarten. Wenn auch nicht unbedingt in diesem Ausmass. Immerhin wurde klar, dass die Türken eher auf die Aufnahme in die EU verzichten, bevor sie zugeben, dass die «Umsiedlungsinitiative», bei der mehr als eine Million Armenier ums Leben kamen, ein Völkermord war.

Ebenso aufschlussreich war die Reaktion der Türkisch-Islamischen Union der Anstalt für Religion (Ditib), die nach eigenen Angaben über 900 Moschee-Vereine in Deutschland vertritt. Die Ditib macht kein Geheimnis daraus, dass sie eine Agentur der türkischen Regierung ist, dennoch will sie keine fünfte Kolonne Erdogans sein. Der Augenblick der Wahrheit kam, als ein Vorstandssprecher der Ditib erklärte, die Mitglieder seiner Organisation fühlten sich seit der Abstimmung «nicht mehr von den türkischstämmigen Abgeordneten vertreten», es sei ein «riesiger Vertrauensverlust» eingetreten. Es war ihm offenbar nicht bewusst, dass die Abgeordneten nicht von Interessenverbänden in den Bundestag geschickt, sondern von Wählern gewählt werden. Das ist fürs Erste alles, was man wissen muss, wenn von Integration die Rede ist.

## Grabstätten für Fördergelder

Von Silvio Borner — Die Politik versucht immer wieder, auf dem Feld der Erfinder und Entdecker mitzuspielen. Das ist, wie die Geschichte zeigt, zum Scheitern verurteilt.

Innovationsparks sind schon rein sprachlich verräterisch, dienen doch Parks der Bewahrung der Natur, dem Vergnügen, der Erholung oder gar der Lust. Aber Innovation? Innovationsparks werden in die Geschichte eingehen als Grabstätten für staatliche Fördergelder.

Am Markt erfolgreiche Neuerungen rühren praktisch nie von staatlichen Subventionen oder Investitionen her, sondern stammen von risikofreudigen und eigenfinanzierten Unternehmern. Die als vierte industrielle Revolution gefeierte Digitalisierung ging ausschliesslich von eher verquerten Einzelgängern aus, die, was symbolisch ist, in alten Autogaragen und nicht in millionenschweren Innovationsparks arbeiteten.

### Leicht verrückte Ideen

Das Geheimnis des Erfolgs war immer der unerbittliche Einsatz und das unerschütterliche Vertrauen in eine leicht verrückte Idee, die man aber selber finanzierte. Dahinter stand sicher auch der Wunsch, schnell und nachhaltig steinreich zu werden. Die meisten mit diesem Naturell scheitern, ohne dass jemand von ihnen je Notiz genommen hätte. Die wenigen wirklich Erfolgreichen zählen zu den Reichsten der Welt und bewiesen auf diesem steilen Weg nach oben unheimlichen Geschäftssinn, auch bezüglich Finanzierung oder Marketing.

Die Schweizer Innovatoren sitzen demgegenüber in Parlamenten, Bundesämtern oder in Organen der kantonalen Wirtschaftsförderungen. Sie arbeiten nicht mit ihrem eigenen Geld, sondern mit unserem – zu unserem Wohle natürlich. Was immer man von Piccard und seiner «Solar Impulse» denken mag, eines muss man ihm lassen: Er hat Millionen von privaten und öffentlichen Sponsoren abgezockt und weltweite Publizität erreicht. Sein Flug wird ins Guinness-Buch der Rekorde eingehen, aber keine Wachstumsimpulse auslösen.

Und wenn wir schon beim Fliegen sind, lohnt sich ein Blick um gut hundert Jahre zurück. Spitzenpolitiker hatten früh erkannt, dass Flugzeuge militärisch und wirtschaftlich ungeheures Potenzial haben würden. Sie betrachteten diese Entwicklung als so dringlich, dass sie das unmöglich den kurzfristig denkenden Unternehmern und Märkten überlassen wollten.

Die Politik suchte sich deshalb den weltbesten Experten, Samuel Langley, aus, der Stan-

dardwerke über Flugzeuge verfasst hatte, Ehrendoktor der prestigeträchtigsten Unis war und als Direktor der weltberühmten Smithsonian Institution amtierte. Langley entwickelte mit schier unlimitiertem staatlichem Support einen Prototyp, der jedoch im Potomac versank. Er gab nicht auf, lancierte einen zweiten, der auch elendiglich im Potomac River unterging. Die *New York Times* schrieb nach diesem Debakel, dass es wohl noch Jahrhunderte dauern werde, bis Menschen fliegen würden.

Genau neun Tage nach diesem Desaster einer gigantischen staatlichen Projektförderung hoben die Brüder Wright erstmals vom Boden ab und entwickelten in kürzester Zeit militärisch und zivil nutzbare Fluggeräte. Sie starteten als Velomonteur mit 2000 US-Dollar. Aber sie hatten im Gegensatz zu Langley die für den Geschäftserfolg notwendige Risikobereitschaft und den für Innovation unverzichtbaren Spür- und Eigensinn.

In neuerer Zeit etwa war auch der Erfinder des Frackings ein unerschütterlicher und unermüdlicher Unternehmer, der nur ganz wenig indirekte Staatshilfe beanspruchte, nämlich sogenannte *tax credits*, die einen Gewinn voraussetzen. Zudem hatte vor gut hundert Jahren das Elektromobil von Edison den Wettstreit gegen den



Benziner von Ford verloren, obwohl es rein technisch das bessere Fahrzeug war. Fords Innovation war die Fließbandtechnik, die er im Übrigen nicht selber erfunden, sondern bei den Schlachthäusern abgucken hatte. Seine Produktionstechnik senkte den Preis so stark, dass er nicht als Erfinder des Autos, aber als Wegbereiter des Automobilzeitalters in die Geschichte einging.

Wer in diesen Episoden irgendwelche Parallelen zur schweizerischen Förderung von Forschung und Entwicklung zwecks Umsetzung der Energiewende sieht, liegt nicht ganz daneben. Piccard ist trotz seiner medialen Glanzleistung ökonomisch näher bei Samuel Langley als bei den Wright-Brüdern. Und was an Erkenntnissen aus staatlichen Labors oder Innovationsparks kommt, bringt vielleicht akademische Publikationen, Subventionen und öffentliche Reputation, aber keine produktiven Wachstumsimpulse.

Wo bleibt also die Rolle des Staates? Einzig und allein in der freien Grundlagenforschung ohne politische Vorgabe.

# Steilpass für Trump

Von Hansrudolf Kamer — Das Massaker in Florida entblösst die alten politischen Differenzen bei der Terrorbekämpfung in Amerika. Eine Strategie ist nicht zu erkennen. Trump hat hier ein leichtes Spiel.



Der islamistische Grossanschlag auf New York und Washington liegt nun bald fünfzehn Jahre zurück. In der amerikanischen Politik ist die *unité de doctrine*, was gegen

ähnliche Terrorakte zu unternehmen wäre, längst verfliegen. Der Wahlkampf spielt eine Rolle, ist aber nicht ausschlaggebend.

Die Amerikaner nahmen zur Kenntnis, dass ein schwerbewaffneter Mann mit afghanischen Eltern und einem muslimisch klingenden Namen einen Schwulenklub in Orlando attackiert und ein Blutbad angerichtet hatte. Der Täter hatte sich kurz vor dem Massaker auf den Islamischen Staat berufen und war vom FBI in diesem Zusammenhang mehrmals unter die Lupe genommen worden.

Dann folgte das Kontrastprogramm. Der demokratische Senator von Connecticut sprach von einer «public health crisis». Hillary Clinton stellte einen Drei-Punkte-Plan vor. Präsident Obama verlangte eine verschärfte Schusswaffenkontrolle. Er kann nicht verstehen, dass die Unterstützung für eine solche seit längerem abnimmt. Bernie Sanders, Clintons linker Herausforderer, empfindet den Klimawandel als grössere Bedrohung der amerikanischen Sicherheit.

Das war für Donald Trump eine Steilvorlage. Er wartete nicht lange, um gegen die Einwanderung aus islamischen Ländern zu wettern. Er bezeichnete sie als grosse Bedrohung. Obama forderte er zum Rücktritt und Clinton zum Ausscheiden aus dem Präsidentenwahlkampf auf, weil sie vor der Nennung des islamistischen Tätermotivs einmal mehr zurückgeschreckt waren. Clinton rang sich schliesslich dazu durch, das Offensichtliche auszusprechen – nachdem sie erste Umfragen gesehen hatte.

Trump benützt die neue Tragödie und ihre Beschönigung durch politische Korrektheit, um den Amerikanern klarzumachen, es handle sich um ein Versagen der politischen Führung auf höchster Ebene. Und diese Sicht der Dinge findet Resonanz. Ein Kommentator der *New York Times* verstieg sich zur Aussage, nun sei für Trump der Weg ins Weisse Haus offen, für die Briten der Brexit beschlossene Sache und für Marine Le Pen der Pfad ins Elysée freigeräumt.

Das mag leicht übertrieben und intellektuell überdreht sein. Doch wie man die politische Grundlage für eine erfolgreiche Terrorabwehr schaffen will, ohne die Bedrohung beim Namen zu nennen, ist in all den Jahren nach 9/11 schleierhaft geblieben. Besonders in Amerika ist dieses Kalkül nicht geeignet, die Amerikaner auf eine wirkungsvolle Strategie einzuschwören.

Präsident Obama, der mit seinem Rückzug aus dem Irak und der Truppenverdünnung in Afghanistan den Terroristen wieder Rückzugsgebiete eingeräumt hat, verstärkt nun insgeheim die militärische Präsenz in beiden Ländern. Innenpolitisch spielt er die Bedrohung herunter. Terrorabwehr ist eine unerwünschte Ablenkung von seinen wichtigeren Vorhaben.

Das Ad-hoc-Verfahren macht militärisch keinen Sinn und reicht politisch bestenfalls bis zum Wahldatum Anfang November. Seit der Islamische Staat im Jahr 2014 seine Territorialoffensive begann, Waffen und Geld erbeutete und die Kontrolle über beträchtliche Gebiete errang, hat er Dschihadisten zu Gewalttaten inspiriert.

Mehrere Attacken in Amerika, Paris und Brüssel, Bombenanschläge in der Türkei, in Beirut zeichnen eine Blutspur. Ein russischer Passagierjet explodierte am Himmel über der

Sinai-Halbinsel. Selbst in Australien wurden IS-Terroristen festgenommen, bevor sie ihren Anschlag ausführen konnten. Die globale Reichweite ist erstaunlich.

Obama dagegen bleibt cool und bezeichnet das Massaker von Orlando abstrakt als Akt des Terrors und des Hasses. Über den Islamischen Staat und seinen Einfluss auf verwirrte Geister schweigt er. Dann fügt er kryptisch hinzu, aktiv nichts tun sei auch eine Entscheidung.

Das Nichtstun fällt auf ihn selber zurück. In der Terrorabwehr beging er zwei Kardinalfehler – den verfrühten Rückzug aus dem Irak und die kategorische Weigerung, in Syrien in irgendeiner wirkungsvollen Form zu intervenieren. Die amerikanische Aussendiplomatie, die auf Vertrauenswürdigkeit beruht, hat er mit seinem Lavieren und seiner Rhetorik weltweit unterminiert. Er verhält sich wie der klassische Besserwisser, der aus Fehlern nichts lernt und sie nicht korrigiert.

## Ernst der Lage verschwiegen

Vor diesem Hintergrund hat Donald Trump ein leichtes Spiel. Sein Ansatz, die Grenzen bei Terrorgefahr zu schützen und die Einreise zu beschränken, leuchtet den meisten seiner Anhänger und vielen andern ein. Dass er die Schiesserei in Orlando damit nicht verhindert hätte – der Täter war amerikanischer Staatsbürger –, interessiert weniger.

Trump erweckt so oder so den Eindruck, als würde er etwas Grundsätzliches ändern. Doch dafür gibt es keine Anhaltspunkte. Genau wie seine Gegner, die «politisch Korrekten», verschweigt er den Wählern den Ernst der Lage und spielt mit ihren isolationistischen Gefühlen. Insofern ist der Unterschied zu Hillary Clinton gar nicht so gross.



Spiel mit isolationistischen Gefühlen: Donald Trump.

Mörgeli

## Empörung der Hofberichterstatter

Von Christoph Mörgeli

Die NZZ schnaubte. Markus Somm, Chefredaktor und Mitbesitzer der *Basler Zeitung*, hat den Inserenten zugerufen: «Wenn ihr nicht zufrieden seid mit den Medien, dann müsst ihr aufhören, Inserate zu schalten.» Die Affäre schwoll für die NZZ zum Skandal, als Verlegerpräsident Hanspeter Lebrument nachschob: «Eine saubere Trennung zwischen dem Werbemarkt und dem redaktionellen Teil einer Zeitung ist viel schwieriger geworden als vor zwanzig Jahren.» Unerhört. Veit Dengler, Chef der NZZ-Gruppe, wettete, das sei das «Ende des unabhängigen Journalismus, wie wir ihn kennen».

Die NZZ am Sonntag doppelte nach: «Das Renommee einer Zeitung basiert nicht zuletzt darauf, sich journalistische Unabhängigkeit leisten zu können. Doch diese Errungenschaft ist in Gefahr.» Stimmt. Die NZZ war bislang Mitbesitzerin des Swiss Economic Forum. Und hat darum breit über diese Manager-Chilbi berichtet. Neu ist die NZZ Alleinbesitzerin des Swiss Economic Forum. Und berichtet noch breiter über das Spitzengipfeltreffen in Thun.

Aufgetreten ist dieses Jahr beispielsweise Ex-Nato-Generalsekretär Anders Fogh Rasmussen, der seinerzeit sagte: «Der Irak hat Massenvernichtungswaffen. Wir wissen es!» Aufgetreten ist dieses Jahr auch Ex-Nationalbankpräsident Philipp Hildebrand, der seinerzeit sagte: «Ich bin mir keiner rechtlichen Verfehlung bewusst.» Kurz darauf musste er wegen Devisenspekulationen zurücktreten. Dennoch wird Hildebrand in Thun regelmässig abgefeiert. Die NZZ am Sonntag jubelte: «Heute bewegt er sich als Vizechef des grössten Vermögensverwalters der Welt, der Firma Blackrock, wieder auf dem internationalen Parkett, hält Vorträge, wird am WEF hofiert.»

Hofiert wird Hildebrand vor allem von der NZZ («Blackrock geht es gut»). Sein Thuner Auftritt kam auf die Frontseite. Er referierte am NZZ-Podium zum Thema «Investieren». Er schrieb in der NZZ einen Nachruf. Am 28. Juni 2016 findet das NZZ Swiss International Finance Forum statt. Bezahlender Partner ist Blackrock. Deren Vizepräsident heisst Philipp Hildebrand. Die Gäste begrüsst Veit Dengler, CEO der NZZ. Derselbe Dengler also, der eben erst an die heilige Ethik des Verbands Schweizer Medien erinnert hat: Dessen Zweck liege darin, «die Freiheit sowie die unternehmerische und publizistische Unabhängigkeit der Medien zu schützen».

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Gotthardstutz

Von Peter Bodenmann — Unser Herz ohne Aorta:  
Wie wir den Gotthard wieder auf Vordermann bringen.



Erwischt in der Tessiner U-Bahn: Renzi, Schneider-Ammann, Merkel, Hollande (v.l.).

**F**rüher war Gotteslästerung ein Verbrechen, das für die Spötter nicht auf dem Heuhaufen, sondern auf dem Scheiterhaufen endete. Wegen der katholischen Derwische und ihrer Grundwerte. Gerade im Kanton Uri.

Gotthardlästerung ist in der Schweiz faktisch immer noch untersagt.

**Gotthardstutz 1:** Für Angela Merkel ist der Gotthard ein Herz ohne Aorta. Die Rheintal-Linie zwischen Karlsruhe und Basel wird frühestens 2035 in Betrieb gehen. Vielleicht.

**Gotthardstutz 2:** Für den Güterverkehr liegt der Gotthard falsch. Deshalb müssen die Güter über die Luino-Linie zurück auf die Simplon-Linie geleitet werden.

**Gotthardstutz 3:** Die EU-Kommissarin Thyssen macht sich zu Recht über jene Schweizer lustig, die glauben, sie hätten den Gotthard für die EU gebaut. Und hätten einen Trumpf in den Händen.

**Gotthardstutz 4:** Im Jahre 2020 werden in Calais und Dover pro Jahr zwei Millionen Lastwagen auf die Schiene verladen. Und mit 140 Sachen durch den Euro-Tunnel gejagt. Doris Leuthard redete uns faktenwidrig ein, am Gotthard könne man nicht 1,2 Millionen Lastwagen verladen.

**Gotthardstutz 5:** Die Fahrt mit der Bahn zwischen Zürich und Mailand wird auch nach der Fertigstellung des Ceneri-Basistunnels nicht viel weniger lange dauern als heute die

Fahrt in einem Fernbus von Zürich nach Mailand. Die neuen Tunnels am Gotthard und am Monte Ceneri sind eine erfreulich attraktive U-Bahn für das Tessin. Vorausgesetzt, die SBB verteuern nicht künstlich diese Strecke. So, wie sie es am Lötschberg machten. «Gobbi, bitte melden.» Gegen den Willen von Blocher und Strahm stellten Couchepin, Steinegger, Hämmerle und Bodenmann die Weichen für die Aufhebung der 28-Tonnen-Limite. Damit im Gegenzug 40-Tönnner pro Kilometer einen Franken in die Bundeskasse zahlen. Deshalb ist die Tessiner U-Bahn fast schon bezahlt. Elektro-Lastwagen zahlen richtigerweise keine LSVA. Sie sparen so bei der Fahrt zwischen Chiasso und Basel 300 Franken. Die Batteriepreise sinken wie einst die Preise für Flachbildschirme. Das Nachtanken geht schneller.

Innert sieben Jahren werden die meisten Lastwagen elektrisch angetrieben durch den Gotthard-Strassentunnel summen – weil die Schweizer Transporteure rechnen können. Und zehn Mal sicherer, wenn Lastwagen autonom gesteuert werden. Die Schweiz braucht eine Alpeninitiative 2.0. Eine Initiative, die es Lastwagen mit Verbrennungsmotoren verbietet, ab 2025 die Alpen zu durchqueren. Utopisch? Das bürgerlich regierte Norwegen will ab 2025 die Zulassung von Benzin- und Dieselautos verbieten.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## Welcome back

Von Kurt W. Zimmermann — Der grosse Kommentar ist im Journalismus die Kür. Wunderbar, wie viele Kürläufer es plötzlich gibt.

**B**licken wir erst kurz auf die gute alte Zeit zurück. Es war die Zeit von Leitartiklern wie Fred Luchsinger, Oskar Reck und Hans O. Staub. Sie waren Chefredaktoren, die der Welt regelmässig die Welt erklärten.

Dann kamen die Forumsblätter, diese Zeitungen-für-jeden, die es allen recht machen wollten. Der Chefredaktor war nun nicht mehr für die Erklärung der Welt, sondern für die verkaufte Auflage zuständig. Er verzichtete auf Kommentare, weil er das unternehmerische Risiko einer klaren Meinung nicht mehr eingehen wollte.

Inzwischen sind die Auflagen im Keller. Die Chefredaktoren unserer Blätter können sich darum wieder eine Meinung leisten. Meinung ist in einem schrumpfenden Markt kein Geschäftsrisiko mehr.

Wir erleben darum ein erstaunliches Revival. Viele der heutigen Chefredaktoren sind Luchsingers, Recks und Staubs geworden. Sie kommentieren wieder, ungeniert wie ihre Vorfahren, und sie kommentieren wöchentlich.

Arthur Rutishauser etwa, der Doppelchef von *Tages-Anzeiger* und *Sonntagszeitung* kommentiert meist am Sonntag. Er hält sich, von Strommarkt bis Credit Suisse, mit Vorliebe an ökonomische Themen. Er schreibt knapp und konstruktiv. Jede Woche kann man auch Patrik Müller lesen, den Chef von *Schweiz am Sonntag*. Er liebt Themen an der Schnittstelle zwischen Innen- und Aussenpolitik, beim Gotthardtunnel wie bei der EU. Er schreibt nüchtern und nuanciert.

Ebenfalls wöchentlich, jeweils am Samstag, greift *Basler-Zeitung*-Chef Markus Somm in die Harfe. Er hat, von der alten Eidgenossenschaft bis zum Brexit, einen Hang zu historisierenden Traktaten. Er schreibt ausufernd und amüsant. Jeweils am Donnerstag leitartikelt auch *Weltwoche*-Chef Roger Köppel. Sein Spektrum ist unberechenbar, es reicht von Rock 'n' Roll bis Asylpolitik. Er schreibt konzis und kontrovers.

Auch im Hause NZZ haben sie zwei Federn mit hohem Publikationsrhythmus. Felix E. Müller, der Chef der *NZZ am Sonntag*, kommentiert mit breitem Ausguck, von Donald Trump bis zu Zürichs Hochhäusern. Er schreibt reduziert und relevant. Eric Gujer, der Chef der *NZZ*, setzt den Schwerpunkt im internationalen Geschäft, von Syrien bis Terrorismus. Er schreibt angriffig und analytisch.

Es kann kein Zufall sein. Bei all den Blättern, von denen man redet im Land, in Journalisten-



Pionier der Meinung: SRG-Chef de Weck.

kreisen wie bei Opinionleader der Gesellschaft, bei all diesen Blättern steht ein Chef an der Spitze, der selber gerne und viel schreibt. Kommentare, so sehen wir, schaffen Wahrnehmung.

Es spielt keine Rolle, ob es sich dabei um leserstarke Titel handelt, wie bei *Tages-Anzeiger*, *NZZ* und den Sonntagsblättern, oder ob die Auflage tiefer liegt wie bei *Weltwoche* und *Basler Zeitung*. Man beachtet sie alle. Es kann kein Zufall sein, dass Meinung auffällt und Meinungslosigkeit nicht.

Wir können als Beleg auch den Verlierer in unserer Liste erwähnen. Der *Blick*, früher ein publizistisches Powerpaket, ist als Meinungsinstanz weitgehend abgemeldet. Es ist klar, warum. Weiss jemand, wie der Chefredaktor heisst? Was schreibt er? Eben.

Der Erfinder der heutigen Kommentarschwemme aus den Chefetagen ist SRG-Chef Roger de Weck. In den neunziger Jahren leitete er den *Tages-Anzeiger*. Er erfand damals den Stil, der heute so erfreulich viele Nachahmer hat.

Jeden Samstag erschien auf der Titelseite ein Leitartikel von ihm. Um ihn zu schreiben, schloss er sich am Freitagnachmittag jeweils in seinem Büro ein und wurde bis am Abend nicht mehr gesehen.

Er wurde nicht mehr gesehen. Aber gelesen wurde er. Die Zeiten sind zurück.

## Schwule Muslime

Von Beatrice Schlag — Orlando und das grosse Schweigen.

**I**n den USA leben geschätzte 3,3 Millionen Muslime, knapp ein Prozent der Bevölkerung. Wenn man «Gay Imam USA» googelt, findet man einen einzigen: den schwarzen Ex-Baptisten Sidney



Thompson, der mit 29 zum Islam übertrat und sich seither Daayiee Abdullah nennt. Er führt die Moschee «Light of Reform» in Washington D.C., in der auch Frauen das Gebet leiten, und gilt als einziger offen homosexueller Imam der westlichen Hemisphäre. Der Zulauf zu seiner Moschee ist gering. Die Google-Suche nach einem schwulen Imam folgte der enttäuschten Erwartung, in Orlando würden US-Muslime jetzt auf die Strasse gehen, ob sie nun lesbisch, schwul oder heterosexuell sind. Muslime, die das amerikanische Recht auf freie sexuelle Orientierung verteidigen. Die Demo fand bekanntlich nicht statt. Auf Facebook und Twitter meldeten sich entsetzte und empörte Muslime. Aber Hashtag-Betroffenheit ersetzt keinen kollektiven, öffentlich sichtbaren Aufschrei.

Der Grund für das grosse Schweigen, schrieb der muslimische US-Journalist Bilal Qureshi in der *New York Times*, sei die Tatsache, dass Homosexualität auch unter progressiven Muslimen nach wie vor ein Tabu sei. Das Beste für einen schwulen Muslim sei selbst in den USA, sexuell unsichtbar und ledig zu bleiben. Seit er als Jugendlicher seine Homosexualität entdeckte, hat es «keinerlei Vorbilder für andere Wege» gegeben. «Ich kämpfte völlig isoliert mit der Frage, wie mein Glaube und meine Sexualität vereinbar sein könnten.» Dass Übergriffe auf Schwule und Lesben im Namen Gottes eine deprimierende Realität in vielen Glaubensrichtungen seien, lässt Qureshi nicht als Entschuldigung dafür gelten, sich nicht um die Unzulänglichkeiten seiner Religion zu kümmern. Als die Ehe zwischen Homosexuellen unter Obama erlaubt wurde, blieb die Haltung dazu auch unter fortschrittlichen Muslims sehr ambivalent. Qureshi fordert nach Orlando von seinen Glaubensbrüdern eine klare Haltung dazu, «was es für uns bedeutet, in einem Land zu leben, in dem Schwulenrechte zentral, schwule Ehe real und Koexistenz der einzig mögliche Weg nach vorne sind. Wenn wir unter uns keinen politischen und spirituellen Raum schaffen, um die neuen Realitäten zu begrüssen, drohen uns noch viele dunkle Tage.»

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einer Frau zum Geburtstag eine Flasche «Alti Zwätschgä» (Vieille Prune) schenken? *Ulrich Bär, Mels*

Wenn es sich bei der Dame um eine Expertin in Sachen Schnäpse handelt, wird sie den Wink mit dem Zaunpfahl als Kompliment auffassen und sich darüber herzlich freuen. Schliesslich handelt es sich bei Vieille Prune um ein süsses Destillat aus speziell ausgesuchten, voll ausgereiften Edelpflaumen – was durchaus als Analogie zu verstehen ist. Hat die zu Beschenkende allerdings mit speziellem Schnapswissen nichts am Hut, ist es wohl besser, ihr eine Schachtel Mon Chéri (beziehungsweise Ma Chérie) zu kredenzen, versehen mit einem charmanten Gruss «vom alten Esel». *Julia Onken*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem Weltwoche-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Gender-Mainstreaming hat so ziemlich alle Kennzeichen von religiösem Fundamentalismus.» *Benjamin Kilchör*

### Eifrigste Missionare

Nr. 23 – «Kinder im Visier»; Daniela Niederberger über Gender-Ideologen

Gender-Mainstreaming hat so ziemlich alle Kennzeichen von religiösem Fundamentalismus. Die eifrigsten und durchaus nicht tolerantesten Missionare sind heute nicht die Kirchen und Freikirchen, sondern die Gender-Ideologen. Doch an öffentlichen Schulen darf man nicht missionieren, und daran sollen sich bitte auch die Missionare dieser intellektuellen Sekte halten.

*Benjamin Kilchör, Gossau*

### Meinetwegen auch Widmer-Schlumpf

Nr. 23 – «Verwunderliche Personalpolitik»; Hubert Mooser über Ueli Maurer

Der Autor amüsiert sich zwar darüber, dass Bundesrat Maurer bisweilen auch «Kätzchen» (gemeint sind Parteimitglieder) für wichtige Ämter vorgesehen hat; doch zur Hauptsache echauffiert sich Mooser darüber, dass Maurer auch ehemalige Kadermitarbeiterinnen und -mitarbeiter seiner SVP-seits verpönten Vorgängerin bei der Ämtervergabe berücksichtigt. Läge es an mir, diesen Anstellungsmodus zu beurteilen, käme ich erst einmal zum Schluss, dass sich da ein Chef nicht von Äusserlichkeiten ablenken lässt, sondern dass er die Sache ins Zentrum stellt. Meinetwegen könnte er sogar Widmer-Schlumpf als Sekretärin wieder engagieren, vorausgesetzt, sie weiss, wie man guten Kaffee macht.

*Ignaz Schmucki, Thun*

### Aufschlussreich

Nr. 23 – «Liebe auf Bewährung»; Thomas Renggli über die Schweizer Fussballnationalmannschaft

Eigentlich hat unsere Fussball-Nati das Soll mit der Qualifikation zur Fussball-EM in Frankreich schon erfüllt. Mit einem sehr aufschlussreichen und vor allem brillanten Artikel hat aber der Autor nicht nur die Stärken, sondern auch die noch vorhandenen und möglichen Schwachstellen eindrücklich aufgedeckt. Um die Sympathien der Fussballfamilie zur Gänze zu gewinnen, braucht es bei jedem einzelnen Spieler eine riesige Portion Freude sowie Beharrlichkeit beim Ausüben der Sportart. Zum andern sind selbstverständlich auch Leistungsdenken sowie ein ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl von entscheidender Bedeutung – gerade auch für den Fall, dass die Erfolgserlebnisse einmal ausbleiben sollten!

*Kurt Vittori, Luzern*



«Intellektuelle Sekten».

### Achtundsechziger-Spätlese

Nr. 23 – «Heilsamer Tabubruch»; Alain Pichard über Integration

Der Autor ist mir schon mehrmals als vernünftiger und praxisbezogener Denker namentlich in bildungspolitischen Fragen aufgefallen. Schade nur, dass er offenbar immer noch ein einsamer Rufer in der Wüste ist. Umso mehr gilt ihm mein Kompliment für seine Standhaftigkeit und Zivilcourage. Und mein Dank und Kompliment gilt der *Weltwoche* dafür, dass sie immer wieder darum bemüht ist, auch solchem Gedankengut ein Forum zu geben!

*Arno Müller, Kappel*

Der grossartige Artikel sollte Pflichtlektüre an allen pädagogischen Hochschulen sein. Aber da die Achtundsechziger-Spätlese diese Bildungstempel weiterhin beherrscht, wird mein Anliegen wohl auf taube Ohren stossen!

*Eduard Schibli, Ebikon*

### Bauern: Bedingungsloses Grundeinkommen

Nr. 22 – «Zauberformel der Bauern»; Beat Gygi über die Schweizer Landwirtschaft

Die Bauern haben sich das bedingungslose Grundeinkommen längst gesichert. Es trägt den Namen «Direktzahlungen» und macht oft mehr als 100 000 Franken pro Betrieb und Jahr aus. Dazu kommen Steuerprivilegien, die Rückerstattung der Mineralölsteuer, ein tieferer Eigenmietwert sowie Subventionen

und Beiträge für alles, was ein Bauer tut und was er nicht tut. Die Bauernlobby ist zu einer Macht geworden, die ihre Wünsche gegenüber allen anderen Ansprüchen im Land durchsetzen kann. Die grösste Partei im Land stellt regelmässig die Landwirtschaftsförderung vor die vitalen Wirtschaftsinteressen der Schweiz. Erstaunlicherweise tut dies immer mehr auch die FDP. Mit im Boot der Landwirtschaftsförderung sind meistens auch die Mitteparteien und die Grünen. So werden regelmässig Freihandelsabkommen sabotiert, weil den Bauern Konkurrenz entstehen könnte, sollten die Importzölle abgebaut werden.

Andreas Wilhelm, Rombach

### Bedingungslose Solidarität der Bürger?

Nr. 22 – «Wider das Laster»;  
Markus Schär über die Massnahmen des Bundes zur Gesundheitsförderung

Ihr Plädoyer gegen die Bevormundung des Bundes bei der Entscheidung des freien Bürgers für oder gegen den lasterhaften Lebenswandel war erheiternd. Nicht ganz folgen kann ich Ihnen, wenn Sie schreiben: «... darf ein liberaler Staat dem Bürger keine Vorschriften machen, sofern dieser die Folgen selber trägt». Stimmt – tut der Bürger aber nicht.

Er erwartet vom Steuer- und Prämienzahler selbstverständlich bedingungslose Solidarität in Form einer Kostenübernahme für das Implantieren von Knieprothesen trotz Übergewicht, für Operationen zur Gewichtsreduktion, für eine Lungenoperation bei einem Konsum von zwei Päckchen Zigaretten pro Tag während vierzig Jahren, Vergütungen für Medikamente gegen Diabetes bei Übergewicht und Bewegungsmangel sowie für Klinikaufenthalte beim x-ten Alkoholzug et cetera. Die so erleuchtende wie kostensenkende Erkenntnis, dass Solidarität auch im Gesundheitswesen auf Gegenseitigkeit beruht, ist in unserer Bevölkerung noch nicht einmal ansatzweise verankert. Dass der «böse Bund» bei diesem Erkenntnisprozess nun schrittweise und homöopathisch dosiert Entwicklungshilfe leistet, ist geschickt und überfällig. Hat übrigens bereits bei der schrittweise vermittelten Relativierung des Bankgeheimnisses gut funktioniert.

Ihre aus Ihrem Beitrag abzuleitende Forderung nach dieser einseitig bedingungslosen Solidarität der Gemeinschaft gegenüber dem sich so krass gesundheitsschädigend verhaltenden Individuum dürfte in einigen Jahren in Anbetracht der nicht mehr zu bewältigenden Kosten für das Gesundheitswesen etwa so rührend wirken wie heute die bereits legendäre Behauptung von alt Bundesrat Merz, das Ausland

werde sich an unserem Bankgeheimnis noch die Zähne ausbeissen. Marc Sager, Winterthur

Wo bitte sind die angeblich permanent übergewichtigen Schweizerinnen und Schweizer? Als deutscher EU-Bürger in Österreich lebend, frage ich mich schon, wie man in der Schweiz überhaupt übergewichtig werden kann! Höchstens durch Schwangerschaft! Bei den in der Schweiz viermal höheren Lebensmittelpreisen (dieselben Lebensmittel wie in der EU) muss man eher aufpassen, dass man nicht untergewichtig wird. Handelt es sich vielleicht um staatliche Kampagnen – auf dass die schweizerische Bevölkerung ja nicht aufwache wegen der horrenden Lebensmittelpreise? Christian Lampert, Österreich

### Gegendarstellung

In der Ausgabe vom 2. Juni 2016 behauptet die *Weltwoche*, der AfD-Politiker Alexander Gauland sei anlässlich eines Interviews mit der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* reingelegt worden. Weiter wird behauptet, die Journalisten hätten sein Vertrauen missbraucht. Schliesslich wird behauptet, die Journalisten hätten aus einem vertraulichen Hintergrundgespräch zitiert. Alle drei Behauptungen sind falsch. *Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH*

Die *Weltwoche* hält an ihrer Darstellung fest.



# HUBLOT

T H E A R T O F F U S I O N



**BIG BANG UNICO RETROGRADE**  
UEFA EURO 2016™

**HUBLOT**  
BOUTIQUES  
GENEVE • GSTAAD • LUZERN  
ZURICH • ZERMATT

---

# Camerons Opfer auf dem EU-Altar

---

David Camerons Aufstieg an die Macht verlief aalglatt. Doch mit dem Feldzug gegen den Brexit pokert der Premier um seine politische Zukunft. In der Tory-Partei brodeln es. Selbst ein Triumph über die EU-Gegner wäre für Cameron bloss ein Pyrrhussieg. Von Nicholas Farrell

David Cameron, dem konservativen britischen Premierminister und perfekten englischen Gentleman, würde ich meine Frau nicht gern anvertrauen und mein Land schon gar nicht.

Er mag sich als religiösen Menschen bezeichnen, regelmässig in die Kirche gehen und erklären, dass er an Fairplay, Anstand und Ehre glaubt und natürlich auch an Grossbritannien, aber wenn «an Grossbritannien glauben» überhaupt etwas bedeutet, dann ist es der Glaube an Freiheit von Tyrannei.

Doch die Europäische Union, der die Briten – wenn es nach Cameron geht – angehören sollen, ist eine Tyrannei. Sie ist eine undemokratische Bürokratenherrschaft. Trotzdem will Cameron an der Mitgliedschaft in dieser Tyrannei festhalten.

Er, der Sohn eines wohlhabenden Börsenmaklers, hat Eton besucht, die exklusivste Privatschule der Welt, wo er beim Rauchen von Cannabis erwischt wurde und fast hinausgeflogen wäre. Anschliessend ging er nach Oxford, wo er Philosophie, Politik und Ökonomie studierte und mit Bestnote abschloss. Genau wie Boris Johnson, sein Hauptkontrahent in der gegenwärtigen Brexit-Frage, gehörte er als Student dem Bullingdon Club an, der für ihre Alkoholexzesse berüchtigten Studentenvereinigung. Er hat drei Kinder (ein viertes, Ivan, starb im Alter von sechs Jahren an einer seltenen Kombination von zerebraler Lähmung und Epilepsie) mit seiner Ehefrau Samantha, der Tochter von Sir Reginald Sheffield, der im Norden Englands ausgedehnte Ländereien besitzt und seine Abstammung bis auf König Charles II. zurückführen kann.

## Gefahr eines «dritten Weltkriegs»

Vor einem solchen familiären Hintergrund würde man annehmen, dass Cameron für Grossbritannien eintritt und nicht für die Europäische Union. Schliesslich entspricht es dem traditionellen Selbstverständnis der Tories, die Freiheit des Einzelnen gegenüber dem Staat zu verteidigen. Weit gefehlt. Cameron, 49 Jahre alt, ist ein prinzipienloser Mann, der selbst dann alle Schuld von sich weist, wenn er auf frischer Tat ertappt wird. Er will Grossbritannien auf dem Altar einer immer enger zusammenwachsenden Europäischen Union opfern und behauptet gleichzeitig, das Land auf diese Weise zu retten.

«Man stelle sich Camerons Gesicht unter einer englischen Richterperücke oder unter dem Dreispitz eines Admirals vor», sagt Paul Good-

man, Tory-Abgeordneter von 2001 bis 2010, heute Chefredaktor von *Conservative Home*, einer einflussreichen politischen Website. «Er sieht aus wie die Figur eines englischen Karikaturisten aus dem 18. Jahrhundert.»

Diese Richter und Admirale längst vergangener Zeiten, so sehr er ihnen ähneln mag, hatten indes eine ganz andere Vorstellung von Grossbritannien. Das gilt auch für die allermeisten Parteiaktivisten der Tories und wahrscheinlich für ein Drittel der konservativen Abgeordneten, die gegen Cameron und für den Brexit sind. Aus ihrer Sicht soll die EU bestenfalls ein gemeinsamer Markt sein. Sie wollen Grossbritannien nicht in der Euro-Zone sehen und haben auch kein Interesse an einer immer stärkeren europäischen Integration. Sie haben erlebt, wie ohnmächtig die EU in der Finanz- und der Flüchtlingskrise agiert hat und nach wie vor agiert. Mit dieser EU wollen sie nichts zu schaffen haben. Vor allem aber liegt ihnen daran, dass Grossbritannien seine Wirtschafts- und Einwanderungspolitik eigenständig gestalten kann, ohne Einmischung der undemokratischen Europäischen Kommission.

Doch die meisten Finanz- und Wirtschaftsexperten unterstützen Cameron, so etwa die Direktorin des Internationalen Währungsfonds, der Gouverneur der Bank of England

---

## «Ohne das versprochene EU-Referendum hätte Cameron die Wahlen 2015 nie gewonnen.»

---

und zahlreiche Ökonomen. Sie alle warnen vor den katastrophalen Folgen, die ein Brexit für die britische Wirtschaft haben würde. Unter Berufung auf diese Quellen zeichnet Cameron das Schreckensbild einer ökonomischen Apokalypse, spricht gar von der Gefahr eines «dritten Weltkriegs», da die friedliche Nachkriegsordnung in Europa ein Ergebnis der EU und nicht der Nato sei. Britannien müsse also in der EU bleiben, wenn es nicht wieder zu Krieg kommen solle.

«Diese Leute stehen für das Establishment, und Cameron gehört zum Establishment. Das Establishment – das sind Goldman Sachs, die grossen Unternehmen und die kommunitaristische Linke. Es sind weder Rechte noch Linke. Es sind all jene, deren Interessen eng mit der EU verknüpft sind. Die EU ist ausgesprochen profitabel für einen ganzen Haufen von Leu-

ten. Sie alle sind daran interessiert, ein heruntergekommenes System aufrechtzuerhalten», sagt James Delingpole, Kolumnist des *Spectator* und Schriftsteller, der sich als womöglich letzter echter Tory in Grossbritannien bezeichnet.

Er fügt hinzu: «Die Brexit-Verfechter sind Revolutionäre, aber keine *sans-culottes*. Sie haben nicht vor, eine Guillotine zu errichten. Sie glauben an Demokratie und Freiheit. Wer diese Werte verteidigen will, muss nicht zu rabiaten Mitteln greifen. Dagegen ist die EU ein gescheitertes Unternehmen, das nur mit Zwangsmassnahmen aufrechterhalten werden kann. Margaret Thatcher, eine wahre Revolutionärin, wäre selbstverständlich für den Brexit gewesen. Nur ein Lügner oder Verrückter kann nicht dafür sein.»

## Dreiste Unaufrichtigkeit

In den 1990ern erklärten die gleichen Establishment-Figuren, dass Grossbritannien enormen Schaden erleiden würde, wenn wir den Wechselkursmechanismus (ERM) verlassen, in dem jede EU-Währung innerhalb einer bestimmten Bandbreite an die D-Mark gekoppelt war – gewissermassen ein Probelauf für die Einführung der Gemeinschaftswährung. Um im ERM zu bleiben, mussten die Briten den Zinssatz auf ein mörderisch hohes Niveau anheben, und als im September 1992 schliesslich fünfzehn Prozent erreicht waren, stieg Grossbritannien aus. Das Ergebnis? Der Ausstieg war, allen Unkenrufen der Experten zum Trotz, der Beginn des britischen Wirtschaftsbooms.

Camerons Unaufrichtigkeit ist dreist. Vor den Wahlen im letzten Jahr versprach er ein EU-Referendum vor 2017, um auf diese Weise die Abwanderung konservativer Wähler zur europakritischen Ukip von Nigel Farage zu verhindern. Tatsächlich entfielen vier Millionen Stimmen auf die Ukip, doch aufgrund des britischen Mehrheitswahlrechts konnte die Partei nur einen einzigen Abgeordneten nach Westminster entsenden.

«Ohne das versprochene Referendum hätte Cameron die Unterhauswahlen 2015 nie und nimmer gewonnen», sagt Toby Young, Herausgeber der Vierteljahresschrift *Spectator Life*, der zur gleichen Zeit wie Cameron in Oxford studiert hatte. Cameron spielte gern Schlagzeug (sein Vorbild war Drummer Phil Collins, Ex-Genesis) und Darts. Für Politik hat er sich überhaupt nicht interessiert. «Er ist ein pragmatischer Tory, der der Partei, die viele



*Drums und Darts:* Premier Cameron.

Jahre unwählbar war, wieder zu Glaubwürdigkeit verhalf. Er hat zwei Wahlen und zwei Referenden gewonnen, und bei seinem dritten Referendum wird sich, so oder so, Grossbritanniens Rolle in Europa klären.»

2013 hatte Cameron in der neuen Londoner Europa-Zentrale der Medienagentur Bloomberg verkündet, das erklärte Ziel der EU, näm-

lich eine immer engere Union, gehe viel zu weit und Sorge für Tyrannei und Elend. Es müsse daher zu einer umfassenden Rückgabe der an Brüssel abgetretenen Rechte kommen. Und er versprach: Ohne weitreichende Zugeständnisse werde er die britische Bevölkerung auffordern, beim Referendum für einen Austritt aus der EU zu stimmen.

Doch er bekam keine weitreichenden Zugeständnisse, denn die EU ist fest entschlossen, an ihrem Ziel einer wachsenden europäischen Integration festzuhalten. Trotzdem behauptete er, einen guten Deal erreicht zu haben, weshalb er nun für einen Verbleib in der EU sei. Das Brüsseler Papier, auf dem die sogenannten Zugeständnisse von Februar 2016 aufgeführt sind, war genauso wertlos wie der von Hitler unterzeichnete Wisch, den der britische Premier Neville Chamberlain 1938 nach seiner Rückkehr aus München auf dem Londoner Flughafen Croydon hochhielt.

«Alle politischen Beobachter waren sehr erstaunt, dass er nicht mit etwas Bedeutsamerem aus Brüssel zurückkam», sagt Isabel Oakeshott, Autorin einer unautorisierten Biografie von Cameron («Call Me Dave»), in der es unter Verweis auf eine anonyme Quelle heisst, Cameron habe bei einem Dinner eines anderen exklusiven Oxforder Studentenklubs, der Piers Gaveston Society, seinen Penis in die Schnauze eines toten Schweins stecken müssen. Oakeshott weiter: «Wir hatten gedacht, dass es [in Brüssel] heftigen Streit geben und am Ende etwas Handfestes herauskommen würde. Aber es gab praktisch keinen Streit und auch so gut wie keine konkreten Ergebnisse. Mutig wäre gewesen, wenn er aufgestanden wäre und gesagt hätte: «Sorry, das kann ich nicht akzeptieren. Ich werde für einen Brexit werben.» Genau das hat er nicht getan.»

«Für die Brexit-Gegner könnte sich das als fatal erweisen», sagt Paul Goodman. «Cameron hat erklärt, dass er ohne bedeutende Zugeständnisse aus der EU austreten werde, aber die hat er nicht bekommen, und jetzt behauptet er, ein Brexit wäre katastrophal.»

### **Viele Wähler sind unentschieden**

Das Referendum, die wichtigste Entscheidung, die die Briten seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs treffen werden, findet in einer Woche statt. Umfragen deuten auf ein sehr knappes Ergebnis hin. Vermutlich werden die Wähler – getreu der britischen Redewendung: «Besser den Teufel, den man kennt, als den Teufel, den man nicht kennt» – am Ende für einen Verbleib in der EU stimmen.

Doch trotz oder gerade wegen Camerons angestrebter Versuche, einen Austritt aus der EU als direkten Weg in die wirtschaftliche Katastrophe hinzustellen, wächst die Zustimmung zu einem Brexit. Die Briten sind offenbar nicht überzeugt von seiner Schreckensvision.

Laut Meinungsumfragen sind 49 bis 51 Prozent der Wähler für einen Verbleib in der EU, wobei die Brexit-Anhänger zuletzt einen leichten Vorsprung hatten. Viele Leute sind noch immer unentschieden.

David Cameron, der 19. britische Premierminister, der Eton besucht hat, ist zweifellos ein brillanter Politiker, der die Konservative



**Nie richtige Freunde:** Parteikollegen und Ex-Kommilitonen Johnson (l.), Cameron.



**«Geheimwaffe»:** Samantha Cameron.

Partei liberalisiert und wieder wählbar gemacht hat. Er ist flexibel (was sich auch in seinem Eintreten für die Legalisierung der gleichgeschlechtlichen Ehe gezeigt hat), er ist frei von inneren Dämonen, nervenstark und charmant. Und er ist eher skrupellos, wie seine persönlichen, unter die Gürtellinie zielenden Angriffe gegen Boris Johnson vor Augen geführt haben. Bis zum nächsten Donnerstag wird er uns gewiss noch einmal erzählen, wie das chaotische Privatleben von Boris Johnson aussieht.

Camerons Aufstieg an die Spitze verlief ausgesprochen problemlos. Für Paul Goodman ist dieser Erfolg kein Mysterium, sondern ein «klassischer Fall von Machtpolitik des Establishments». Nach seinem Studium bekam Cameron 1988 auf Empfehlung eines Freundes seines Vaters einen Job in der Zentrale der Konservativen Partei. Während der ERM-Krise 1992 war er Berater von Finanzminister Norman Lamont. Er weiss also sehr gut, wie vorteilhaft das Leben ausserhalb der Zwangsjacke EU sein kann.

#### «Nachfolger von Tony Blair»

1994, nach dem ERM-Debakel, zog er sich aus dem politischen Geschäft zurück und wurde (auf Empfehlung seiner Schwiegermutter, die mit dem Firmenchef befreundet war) Abteilungsleiter bei Carlton Communications, einem Unternehmen, dem der private Fernsehsender ITV London gehörte. Diese Tätigkeit übte er aus, bis er 2001 ins Parlament gewählt wurde. Für den Mann, der sich einmal als «Nachfolger von Tony Blair» bezeichnete, waren die Marketingtricks und PR-Methoden, die er bei Carlton gelernt hatte, genau die Instrumente, die er für den Umbau

der Konservativen Partei benötigte. Hinter jedem bedeutenden Mann, heisst es, stehe eine bedeutende Frau. Cameron hat seine Frau, die heute 45-jährige Samantha, einmal als seine «Geheimwaffe» bezeichnet. Sie war mit einer seiner Schwestern befreundet, und im Sommer 1992, kurz bevor Grossbritannien aus dem ERM austrat, begann ihre Romanze während der Ferien in der Toskana – Samantha war 21, David 27 Jahre alt. 1996 heirateten sie.

Die einstige Kunststudentin – deren Mutter die Designermöbelfirma OKA gegründet und nach der Scheidung den noch wohlhabenderen 4. Viscount Astor geheiratet hatte – rauch-

#### «Ich kann mir schlicht nicht vorstellen, dass sie ein Bier zusammen trinken.»

te selbstgedrehte Zigaretten und hat ein Delphin-Tattoo am rechten Fuss. Sie mag am liebsten Indie-Rock und erzählt, dass sie in der Dienstwohnung in Downing Street den ganzen Tag BBC Radio 6 Music höre, den alternativen Musiksender. Zu ihren Lieblingsbands gehören The War on Drugs und Poliça.

Samantha Cameron scheut das Rampenlicht, aber zu Hause führt sie das Regiment. «Seit je bin ich es, die alles organisiert», sagte sie einmal. Sie war Creative Director bei Smythson in der New Bond Street, dem altingesessenen Geschäft für Luxuslederwaren und Schreibgerät, und in der ersten Zeit verdiente sie mehr als ihr Mann, gab den Job aber auf, als er 2010 Premierminister wurde.

Doch ganz gleich, wie das Referendum ausgehen wird, die Tories stehen vor einer inner-

parteilichen ZerreiSSprobe (vergleichbar dem Richtungsstreit in der Mitte des 19. Jahrhunderts, der sich an den Korngesetzen und der Frage des Freihandels entzündete), zumal der Kampf zwischen Gegnern und Befürwortern eines Brexit zunehmend auf persönlicher Ebene ausgetragen wird. Entgegen der Legende waren Cameron und Boris Johnson nie richtige Freunde, obwohl sie auf dieselbe Privatschule gingen und an derselben Universität studierten. «Das Verhältnis zwischen den beiden ist nicht von echter Herzlichkeit geprägt», sagt Oakeshott. «Ich kann mir schlicht nicht vorstellen, dass sie ein Bier zusammen trinken. Sie sind Rivalen, aber keine Feinde.»

Am Ende wird viel konservatives Blut fliessen. Für Cameron, der nach eigenem Bekunden bei den nächsten Wahlen nicht mehr antreten will, wäre es ein Pyrrhussieg. Er unterscheidet bereits zwischen guten und schlechten Brexit-Befürwortern. Boris Johnson zählt zu den schlechten, weil er angeblich aus zynischem Machtkalkül und nicht prinzipiell für einen Brexit ist. «Ich bin überzeugt, dass Cameron sich irrt», sagt Oakeshott. «Boris hat sich die Entscheidung für den Brexit nicht leichtgemacht.» Peter Osborne, Kolumnist der *Daily Mail*, sagt: «Camerons Ziel war es, die Konservative Partei vom Krebsgeschwür des rechten Flügels zu befreien, aber wenn er verliert, dann ist Feierabend, und das wird dann sein Vermächtnis sein. Boris ist viel intelligenter, er ist ein moderner Politiker. Er ist genial. Was immer passiert, am Ende wird er als strahlender Sieger dastehen.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Abhängig von öffentlichen Geldern

Schweizer Hilfswerke kassieren direkt Millionen an Steuergeldern für ihren Betriebsaufwand. Sie finanzieren damit Lobby-Kampagnen und ihre gutbezahlten Jobs.

Von Peter Keller

Helfen lohnt sich. Auch in den kommenden vier Jahren leistet die Schweiz wieder grosszügig Entwicklungshilfe. Die Mehrheit des Nationalrates bewilligte letzte Woche einen Gesamtkredit von 8,695 Milliarden Franken.

Zuständig für den Einsatz der Entwicklungshilfegelder ist die eidgenössische Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza). Sie setzt selber kaum Hilfsprojekte um, sondern finanziert solche von nationalen und internationalen Organisationen. Schweizer Hilfswerke erhalten allerdings auch Millionenbeiträge, die nicht an spezifische Projekte gebunden sind. Auf Anfrage des St.Galler SVP-Nationalrates Roland Rino Büchel musste Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) die Zahlen offenlegen: 2015 gewährte die Deza sogenannte «Programmbeiträge» in der Höhe von 112,4 Millionen Franken an Schweizer NGOs. Faktisch zahlt der Bund damit Millionen in die allgemeinen Kassen der Hilfswerke.

Konkret erhält beispielsweise die der katholischen Kirche nahestehende Caritas jährlich allein 11,1 Millionen Franken «Programmbeiträge», das Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) kassierte 8 Millionen Franken (siehe Tabelle). Ein Vergleich mit 2005 zeigt, dass diese Direktsubventionen massiv gestiegen sind: der Caritas-Beitrag um 164 Prozent, derjenige ans Heks um 110 Prozent. Besonders

## Programmbeiträge des Bundes an Schweizer Hilfswerke

Entwicklung von 2005 bis 2015, in Franken

	2005	2015
<b>Brot für alle</b>	4 225 000	6 900 000
<b>Brücke – Le pont</b>	650 000	1 800 000
<b>Caritas</b>	4 200 000	11 100 000
<b>Enfants du Monde</b>	1 000 000	2 800 000
<b>Fastenopfer</b>	3 200 000	6 225 000
<b>Terre des hommes Suisse, Genève</b>	900 000	2 600 000
<b>Fondation Terre des hommes</b>	2 500 000	10 522 000
<b>Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz (Heks)</b>	3 800 000	8 000 000
<b>Helvetas</b>	10 000 000	10 700 000
<b>Solidar Suisse</b>	2 400 000	4 060 000
<b>Schweizerisches Rotes Kreuz</b>	3 300 000	10 800 000
<b>Swissaid</b>	5 900 000	6 500 000
<b>Swisscontact</b>	4 900 000	6 000 000

QUELLE: DEPARTEMENT FÜR AUSWÄRTIGE ANGELEGENHEITEN, EDA

### Massive Zunahme in den letzten zehn Jahren.

glücklich darf sich die Stiftung Terre des hommes schätzen: Sie bekommt mittlerweile 10,5 Millionen Franken oder einen viermal höheren Beitrag als 2005 direkt ins Budget. Der Bundesrat beschwichtigt, man führe mit den

NGOs einen «Programmdialog», die Organisationen müssten über eine «solide Themenkompetenz» und eine «klare programmatische Zielsetzung» verfügen. Die Erklärung ist wenig fassbar. Wer stellt das Controlling sicher? Wie wird unterschieden zwischen «Programmbeiträgen» und Bundesgeldern, die schlicht in den Betriebsaufwand der Hilfsorganisationen fliessen? Und ist es tatsächlich Aufgabe des Staates, den selbsternannten Nichtregierungsorganisationen Millionen an Steuergeldern direkt zur Verfügung zu stellen?

Das Vorgehen erinnert an die schweizerischen «Direktzahlungen an Diktatoren» Afrikas (Weltwoche Nr. 10/16). Analog zu den «Programmbeiträgen» der Deza spricht das Staatssekretariat für Wirtschaft von «Budgethilfen». Dass die Potentaten mit diesen Budgetsubventionen ihre Günstlingswirtschaft mitfinanzieren oder Prunkbauten erstellen wie das 47 Meter hohe «Monument aux Héros nationaux» in der Hauptstadt Burkina Fasos, lässt sich kaum verhindern. Allein im letzten Jahr profitierte der westafrikanische Staat von 8 Millionen Franken aus der Schweiz. Insgesamt wurden 244 Millionen «Budgethilfen» geleistet.

### Gutbezahlte Gutmenschen

Grundsatzdiskussionen über den Sinn und Nutzen der Entwicklungshilfe finden weder in der Politik noch in der Öffentlichkeit statt. Das hat auch mit der intensiven Lobbyarbeit der Hilfswerke zu tun. Im Vorfeld der Debatte zur internationalen Zusammenarbeit verstärkten die direktbegünstigten NGOs ihre PR-Arbeit – dass sie dabei mit Steuergeldern («Programmbeiträgen») für noch mehr Steuergelder weibelten, ist demokratiepolitisch zumindest fragwürdig.

Die Betriebsrechnung der Caritas gibt Aufschluss, wie abhängig diese «Nichtregierungsorganisationen» von diversen öffentlichen Geldquellen sind. Von total 87,4 Millionen Franken Spenden und Beiträgen stammen nur gerade 15,8 Millionen Franken von privaten Spendern. Dazu kommen noch 7,2 Millionen Franken an Erbschaften/Legaten und Patenschaften. Der ganze Rest oder rund drei Viertel aller Einkünfte fliessen von der öffentlichen Hand zu, von der Kirche oder von anderen Organisationen. Damit werden auch die Löhne der Mitarbeiter bezahlt, die bei der Caritas im Durchschnitt 122 187 Franken verdienen. Die Deza-Staatsangestellten, die die Milliarden Hilfsgelder verteilen, kommen auf eine Pro-Kopf-Entschädigung von 207 332 Franken. Gutmensch sein lohnt sich. ○



Direktsubventionen steigen: Veranstaltung von Terre des hommes in Genf.

# Amtlicher Gedankensalat

Justizministerin Simonetta Sommaruga wehrt sich in einem internen Papier gegen kreative Umsetzungsvorschläge zur Masseneinwanderungsinitiative. Parlamentarier und Kantone äussern ihren Unmut. *Von Hubert Mooser*

Die Botschaft der Schweizer Stimmbürger am 9. Februar 2014 war eigentlich kurz und klar: Der Bundesrat soll die Völkerwanderung aus dem EU-Raum in die Schweiz drosseln, wies dies die Initiative der SVP «gegen die Masseneinwanderung» (MEI) verlangt. Nach Monaten des Hin und Her hat Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) einen unnötig umständlichen Umsetzungsvorschlag vorgelegt. Das Herzstück ist eine nebulöse Schutzklausel. Dieses Instrument soll greifen, wenn ein vom Bundesrat noch nicht näher festgelegter Schwellenwert bei der Zuwanderung überschritten wird.

Die für die Umsetzung verantwortliche Staatspolitische Kommission (SPK) will nächste Woche mit der Detailberatung der Vorlage anfangen. Der Fachkommission genügten aber Sommarugas Vorschläge nicht. Sie hat deshalb im April der Justizministerin den Auftrag erteilt, einen Bericht zu erstellen mit einem Inländervorrang als zentralem Element. Konkret: Zuerst solle man das Potenzial an inländischen Arbeitskräften ausschöpfen, bevor eine Firma Ausländer rekrutieren darf. Der Bericht soll auch das sogenannte Tessiner Modell, welches einen Inländervorrang für regional beschränkte Arbeitsmärkte vorsieht, behandeln und vor allem prüfen.

Seit letzter Woche zirkuliert das Papier unter den Bundesräten und hat auch letzten Freitag bei der wöchentlichen Sitzung des Gremiums viel zu reden gegeben, wie gutinformierte Kreise betonen. Die Kritik habe sich gegen die Stossrichtung des Papiers gerichtet, sagen bundesratsnahe Kreise. Die SP-Bundesrätin habe von ihren Justizbeamten einen selbst für Fachleute schwerverständlichen juristischen Gedankensalat anrichten lassen. Der Bericht versuche über sechzehn Seiten, den Parlamentariern ein anderes als das von Sommaruga propagierte MEI-Modell auszureden.

Einmal ist die Rede davon, dass Inländervorrang EU-Bürger diskriminiere und damit das Abkommen über die Personenfreizügigkeit verletze. Dann wird ellenlang erklärt, wieso eine Ausweitung des Tessiner Modells auf die Schweiz nicht funktionieren könne. Oder dann werden mögliche Reaktionen der EU auf ein solches Modell schon vorweggenommen. «Der Bericht wurde bisher vor allem im Bundesrat besprochen», sagt SPK-Mitglied und CVP-Parteichef Gerhard Pfister. Er habe darüber bisher nur gehört, dass das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) hauptsächlich bemüht sei, darin aufzuzeigen,

was alles nicht möglich sei, ohne konstruktiv darzulegen, wie man das Problem auch lösen könne. Das könnte Zündstoff bieten bei der Kommissionsberatung.

Was die Parlamentarier erwartet, lässt sich am Verlauf des letzten Europa-Dialoges zwischen Bundesrat und Kantonen am 6. Juni erahnen. Als federführende Bundesrätin im Dossier war Sommaruga mit Aussenminister Didier Burkhalter bei den Kantonen zu einer Aussprache aufmarschiert. Aber je länger die Sitzung dauerte, desto schlechter wurde das Klima. Die Kantonsvertreter breiteten ihre Vorschläge zur Umsetzung der Masseneinwanderung aus, konkret die landesweite Ausdehnung des Tessiner Modells. Sommaruga verwarf einen Vorschlag nach dem anderen und stets mit Verweis auf ihr Bundesamt für Justiz (BJ) – als seien die Staatsjuristen im BJ so etwas wie die Hüter der einzigen Wahrheit. Gegen Schluss sei es ziemlich laut geworden,

sagen eingeweihte Kreise, weil dem Präsidenten der Konferenz der Kantonsregierungen (KdK), dem Walliser Staatsrat Jean-Michel Cina (CVP), ob Sommarugas konsequenter Obstruktionspolitik der Kragen platzte. Cina selber will sich dazu nicht äussern, die Gespräche zwischen Kantonen und Bundesrat seien vertraulich. Der Tessiner Staatsrat Norman Gobbi (Lega), der dem Leitenden Ausschuss der KdK angehört, sagt dagegen: Sommaruga operiere im Dossier Masseneinwanderung so, als wolle sie den Karren an die Wand fahren. Sie argumentiere zu sehr legalistisch und zu wenig politisch. So liessen sich die Probleme nicht lösen.

## Widersprüche wegen Aufgabenteilung

Genauso verfuhr die Justizministerin auch bei der Ratifizierung des Protokolls III zur Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien. Zuerst unterschrieb man das Protokoll,



*Druck von der Regierung:* Bundesrätin Sommaruga.



# Das Leben ist gefährlich

Es gibt durchaus Argumente gegen den Erhalt der Patrouille Suisse. Der Unfall in den Niederlanden gehört aber nicht dazu, ebenso wenig das liebe Geld. *Von Alex Baur*



Signal der Wehrbereitschaft: Patrouille Suisse.

Wir könnten auch stolz sein auf «Püpi» und «Roody». Gemäss aktuellem Wissensstand haben die beiden Schweizer Kampfpiloten der Patrouille Suisse nach einer Streifkollision zweier Tiger in den Niederlanden kaltblütig das getan, was zu tun war. Während der eine seine Maschine trotz havariertem Höhenleitwerk zu Boden brachte – eine fliegerische Glanzleistung –, stieg der andere rechtzeitig aus. Beides verdient Respekt.

Stattdessen machten umgehend Rufe nach einem Grounding der Patrouille Suisse die Runde. Zu gefährlich seien die Jets, klagen vor allem rot-grüne Politiker, zu teuer und überflüssig sowieso. Das war so absehbar wie unsinnig. Dass Flugzeuge abstürzen können, ist seit hundert Jahren bekannt. Weil insbesondere die schnellen Kampffjets selten vertikal vom Himmel fallen, spielt es auch keine Rolle, wo sie ihre Figuren fliegen – ob im Grünen oder über einer Menschenmenge.

Das grösste Risiko für Düsenflugzeuge in tiefen Lagen ist der Vogelschlag. Die Kollision mit einem Mäusebussard kann einen Kampffjet ohne weiteres zum Absturz bringen. Darauf haben weder der Pilot noch die Technik einen Einfluss. Trotzdem verzichten wir deshalb nicht aufs Fliegen. So wenig wie ein Radler sein Rad stehenlässt, weil er von einem Auto überfahren werden könnte. Wobei der

dann holte man sich dafür den Segen der Europa-Experten Astrid Epiney und Thomas Cottier. Der Nationalrat beschloss die Ratifizierung. Vor der Debatte im Ständerat zückte das Bundesamt für Justiz ein eigenes Gutachten zur Ratifizierung des Kroatien-Protokolls und widerlegte darin die Meinungen der Europa-Experten. Anders als der Nationalrat stimmte die Kleine Kammer einer Ratifikation nur mit Vorbehalten zu – die Schweiz müsse sich zuerst bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsvorlage mit der EU einigen. Seither spielen Ständerat und Nationalrat Pingpong mit diesem Dossier. Der Nationalrat will das Protokoll ohne Bedingungen, der Ständerat nur mit Bedingungen ratifizieren, und eine Einigung ist vorerst nicht in Sicht.

Bei der MEI ist alles noch komplizierter. Nur schon die Aufgabenteilung produziert im Bundesrat laufend Widersprüche. Für die Umsetzungsvorlage und die Verhandlungen mit der EU ist Sommarugas Justizdepartement zuständig. Wenn es um die konkrete Umsetzung in der Schweiz geht, bei den Gesprächen mit den Wirtschaftsvertretern zum Beispiel, hat Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann das Sagen. «Das kann nicht gutgehen», sagt SP-Nationalrat Corrado Pardini.

## Bundesrat will politische Beurteilung

Die Wirtschaft drängt auf einen Schulterchluss zwischen SVP, FDP und CVP bei der MEI-Umsetzung. Mit dem Sommaruga-Modell ist das nicht möglich. Der frühere SVP-Parteichef Toni Brunner hat wenige Tage nach der Präsentation von Sommarugas Schutzklausel-Modell erklärt: Er sehe nicht, wie man damit die Zuwanderung substanziell drosseln könne. Und alt Bundesrat Christoph Blocher rief in einem Interview mit der *Sonn- tagszeitung* noch einmal in Erinnerung, dass die SVP am Wortlaut von Artikel 121a festhalte, und der sehe nebst einem Inländervorrang auch Kontingente und Höchstzahlen vor.

Damit sich die SVP überhaupt auf einen Kompromiss einlässt, müssten FDP und CVP eine Alternative, basierend auf dem Inländervorrang, anbieten können, die nachweislich eine eigenständige Steuerung und eine substanzielle Reduktion der Zuwanderung erlaubt. Etwas in der Art erwarteten die Nationalräte Kurt Fluri (FDP) und Marco Romano (CVP), als sie im April von Sommaruga in der SPK einen Bericht zum Inländervorrang verlangten. Diesen Gefallen tat ihnen Sommaruga aber nicht. Die Justizministerin muss jetzt allerdings auf Druck des Bundesrates auch eine politische Einschätzung der Alternativen liefern.

Die Kommission will aber auf jeden Fall die Beratung der Vorlage vorantreiben, egal, wie die Verhandlungen mit Brüssel ausgehen, das hat SPK-Präsident Heinz Brand (SVP) gegenüber der *Weltwoche* noch einmal bestätigt – so dass wenigstens fristgerecht etwas vorliegt. ○

urbane Velofahrer statistisch ein grösseres Unfallrisiko auf sich nimmt als ein Pilot.

Das Leben ist nun mal lebensgefährlich. Wem Flugshows zu riskant erscheinen, der soll nicht hingehen. Insbesondere die Formationsflüge mit den dröhnenden Jets sind extrem beliebt. In den Niederlanden warteten 300 000 Zuschauer auf die Patrouille Suisse. Vor zwei Jahren strömten trotz miesem Wetter 400 000 Fliegerfans zur Air 14 der Schweizer Armee in Payerne. Der Kunstflug fasziniert alle Generationen, er ist Teil unserer Tradition und unserer Kultur.

Wenn man in diesem Bereich wirklich sparen wollte, gäbe es eine ganze Reihe von weniger populären Objekten. Das Einzige, was gegen die Kampffjetstaffel spricht: Seit dem Gripen-Nein kämpft die Luftwaffe um ihre Existenz. Das Problem liegt bei der «Lebenszeit» von Kampffjets, die auf rund 5000 Flugstunden begrenzt ist. Um die Einsatzfähigkeit der 31 modernen F/A-18 zu verlängern, setzt die Luftwaffe deshalb beim Training wenn möglich den waffentechnisch hoffnungslos veralteten Tiger ein. Doch auch die «Lebenszeit» dieser Maschine ist begrenzt. Man muss also genau abwägen, wie man die knappen Ressourcen einsetzen will.

## Grundkönnen von Kampfpiloten

Aus aviatischer Sicht ist der Tiger ein tadelloser Flieger. Die verbliebenen 52 Maschinen wurden nie so intensiv genutzt wie die F/A-18, sie können bei gutem Unterhalt noch zehn Jahre lang in der Luft bleiben, bis man einen Ersatz hat. Sämtliche Piloten der Patrouille Suisse fliegen hauptamtlich auf der F/A-18. Elektronische Waffensysteme stehen zwar längst im Zentrum der militärischen Fliegerei. Doch die Formations- und Kunstflüge gehören nach wie vor zum Grundkönnen von Kampfpiloten. Ob sie ihr Basistraining auf der F/A-18 oder auf dem etwas günstigeren Tiger absolvieren, ist von untergeordneter Bedeutung.

Hätte man die 22 Gripens gekauft und den Tiger verschrottet, hätte sich die Frage gestellt, ob man sich in Anbetracht der wenigen verbliebenen Flugzeuge die Patrouille Suisse noch leisten kann. Wenn aber Piloten ihr Pflichttraining auf dem alten Tiger mit Showeinlagen verbinden, kostet das den Steuerzahler kaum mehr Geld. Und dann gibt es noch eine symbolische Bedeutung. Die Staffel signalisiert Wehrbereitschaft, sie bringt die Luftwaffe dem Volk und vor allem auch dem Nachwuchs etwas näher. Genau das ist es, was die Feinde der Patrouille Suisse so sehr stört. ○

# Krummer Asyl-Deal

Der Kanton Aargau will im Dorf Safenwil eine Containersiedlung für 95 Asylbewerber bauen. Gemeinde und Bürger wehren sich. Beim Projekt spannt Regierungsrätin Susanne Hochuli mit zwielichtigen Partnern zusammen. *Von Philipp Gut*



*Kopf des Widerstands:* Bauunternehmer Rulli.

Volksaufstand in Safenwil: Die aargauische Gemeinde, an der Autobahn A1 von Zürich nach Bern gelegen, wehrt sich gegen eine Asylunterkunft, die der Kanton, angeführt von Frau Landammann Susanne Hochuli (Grüne), der Vorsteherin des Departements Gesundheit und Soziales, im Dorf errichten will. Gemäss kantonalem Verteilschlüssel entfielen auf die Gemeinde mit knapp 3700 Einwohnern elf Asylbewerber. Bereits jetzt beherbergt sie aber 28. Und nun sollen es noch viel mehr werden: Hochuli möchte eine Containersiedlung mit bis zu 95 Plätzen aufstellen.

Safenwil bekämpft die Ansiedlung offiziell, aber auch zahlreiche Bürger leisten Widerstand. Gegen die Asyl-Containersiedlung sind nicht weniger als 126 Einsprachen erhoben worden. Die Gegner sind in den sozialen Medien aktiv, so auf der Facebook-Seite «Safenwil sagt nein zum Asylcontainerbau». Beteiligt an der Protestbewegung ist Marco Rulli, der am Ort ein Bau- und Immobiliengeschäft führt und im Vorstand des Gewerbevereins sitzt. Er befürchtet unter anderem einen «Wertverlust» der umliegenden Grundstücke, wenn die Containersiedlung gebaut wird.

Mittlerweile ist das umstrittene Vorhaben auch auf kantonaler Ebene zum Thema geworden. Zwei Grossräte der FDP haben eine Inter-

pellation dazu eingereicht. Das Ortsbild werde gestört, wenn «direkt an der Kantonsstrasse im Eingangstor zum Dorfzentrum» eine solche Siedlung aufgestellt werde, heisst es im Vorstoss. Probleme kämen auch auf die Schule zu, es sei mit «zusätzlichen 30 Schülerinnen und Schülern jeden Alters aus dem Asylbereich» zu rechnen. Die kritischen Fragen machen der Regierung in Aarau offensichtlich zu schaffen – Hochulis Departement ersuchte um eine Fristverlängerung, Antworten kann es erst nach den Sommerferien geben.

## Regierungsvertreter in Verlegenheit

Zum grossen Showdown in Safenwil kam es an einer Informationsveranstaltung Ende Februar. Gegen 400 Einwohner demonstrierten und zogen vom Bahnhof zur Mehrzweckhalle. Drinnen fanden 450 Leute Platz, 300 weitere versammelten sich draussen und lauschten den Lautsprecher-verstärkten Voten. Auch Marco Rulli kam als Sprecher der Bürgerbewegung zu Wort und brachte die Regierungsvertreter ziemlich in Verlegenheit, indem er Fragen zu den Hintergründen des Bauprojekts stellte.

Tatsächlich zeigen Recherchen, dass der Kanton nicht nur politisch unsensibel handelte, sondern sich auch mit zwielichtigen privaten Partnern einliess. Die Containersiedlung soll

nämlich von einer Firma namens Swiss Domizil Rental AG erstellt werden. Diese hat das Grundstück im Baurecht erworben und will die Container dem Kanton dereinst vermieten. Die Swiss Domizil Rental AG hat ihren Sitz im steuergünstigen Hergiswil NW. Im Handelsregister ist ein gewisser Urs Erich Willimann als Mitglied mit Einzelunterschrift eingetragen. Willimann ist eine umtriebige Figur: Er ist gegenwärtig an mindestens siebzehn Firmen beteiligt, im Lauf seiner Karriere waren es gegen siebzig. In mehr als zwei Dutzend Fällen kam es zu Konkursverfahren, die mangels Aktiven eingestellt wurden. Auch schritten bei Firmen, deren Inhaber Geschäftspartner von Willimann sind, die Finanzmarktaufsicht und die Meldestelle für die Bekämpfung der Geldwäscherei ein. Allerdings richteten sich die Massnahmen nicht gegen Willimann persönlich. Ungemach droht ihm in den USA: In Florida ist er in ein Verfahren verwickelt – aufgrund der Racketeer Influenced and Corrupt Organizations Act, welche der Bekämpfung der organisierten Kriminalität dient.

Willimann agiert diskret, auch in Safenwil lenkt er aus dem Hintergrund. Gemäss der Aargauer Regierung ist nicht er, sondern eine andere Person alleiniger Ansprechpartner des Kantons: Markus Weber. An der erwähnten Orientierungsveranstaltung vom Februar wollten Marco Rulli und seine Safenwiler Mitstreiter Näheres zu den Investoren wissen, doch Susanne Hochuli konnte dazu keine präzise Auskunft geben. Fakt ist: Bei der Swiss Domizil Rental AG ist Weber nicht eingetragen. Nach eigenen Angaben habe er eine notarielle Vollmacht erhalten und könne so «als alleiniger Inhaber sämtliche Verträge rechtsgültig unterschreiben».

Das wirkt schon einigermaßen intransparent, doch es wird noch undurchsichtiger. Dem *Zofinger Tagblatt* erklärte Weber am 19. Februar – drei Tage vor der Informationsveranstaltung in Safenwil –, er sei nicht Projektleiter der geplanten Containersiedlung. Am Infoabend wurde er vom Kanton dann aber trotzdem als solcher vorgestellt. Der bisherige Projektleiter sei ein Angestellter von ihm, Weber, gewesen, nun habe er die Leitung selbst übernommen, um den Mitarbeiter «aus diesem emotionsgeladenen Vorhaben auszuschliessen». Auf Anfrage der *Weltwoche* sagt Weber heute, er sei bereits wieder nicht mehr verantwortlich, «aus gesundheitlichen Gründen». Auf die Nachfrage, wer denn jetzt das

Projekt leite, sagt Weber: «Das müssen Sie mit Herrn Willimann klären.» Dieser wiederum lässt verlauten, «aus terminlichen Gründen» könne er keine Auskünfte geben. Verwirrung und Verschleierung total. Weiss Frau Landammann Hochuli überhaupt, mit wem sie verhandelt?

Die Geschäftspartner des Kantons werden nicht unbedingt vertrauenswürdiger, wenn man sich ihre Firmen etwas genauer anschaut. Markus Weber gehört die Schwerlast Logistik AG in Lenzburg, die kürzlich die Bilanz deponieren musste, wie der Inhaber gegenüber der *Weltwoche* bestätigt. Der Auszug aus dem Betriebsregister zeigt, dass Webers Unternehmen von zahlreichen Stellen betrieben worden ist – darunter auch von staatlichen, so von der Sozialversicherungsanstalt Aargau und der Eidgenössischen Steuerverwaltung. Von diesen Forderungen hat Weber knapp 64 000 Franken an die Gläubiger bezahlt, über 277 000 Franken waren Ende April 2016 noch offen. Der Kanton Aargau arbeitet also mit einem Geschäftsmann zusammen, den der Kanton selbst schon mehrfach betrieben hat.

Ein weiteres, dubios anmutendes Kapitel schreiben Willimann und Weber mit der NCLS AG, die an derselben Adresse wie die Swiss Domizil Rental AG in Hergiswil beheimatet ist und bei welcher Weber als Präsident und Willimann als einzelunterschriftsberech-



«Aufmerksam»: Regierungsrätin Hochuli.

tigt Mitglied waltet. Die NCLS AG war ursprünglich ein Verein. Dessen Gründer wirft Weber und Willimann vor, sich das Unternehmen mittels «Piraterie» – also einer sehr unfreundlichen Übernahme – angeeignet zu haben. Er hat gemäss eigenen Aussagen eine Strafanzeige gegen Weber und einen seiner Mitarbeiter vorbereitet, aber (noch) nicht eingereicht.

Die NCLS AG steht auch sonst nicht in bestem Ruf. Der Verein, der «Noteinsätze bei Beschädigungen an Immobilien ausführt», stellte selbst keine Personen an, sondern liess dies durch einen «Kooperationspartner», die Kravers Consulting GmbH, ausführen. Gegen Kravers liegen ebenfalls Betreibungen vor, im Umfang von über 736 000 Franken. Eine ehemalige Angestellte warnt im Internet vor

NCLS und Kravers: «Da sollte man sich nicht bewerben, zahlen keine Löhne für Angestellte. Betreibungen laufen schon.» Markus Weber seinerseits dreht den Spieß um: «Ich habe im Januar die Kravers Consulting wie auch deren beteiligte Personen angezeigt und ein Verfahren eröffnet, da ein grosser Betrug mit diversen Anklagepunkten vorliegt», so Weber zur *Weltwoche*. Die NCLS AG sei «missbraucht und betrogen» worden. Auch in diesem Fall herrschen mithin alles andere als geordnete Verhältnisse.

#### Imageschaden ist angerichtet

Festzuhalten bleibt: Der Aargauer Regierungsrat und allen voran Frau Landammann Hochuli haben sich beim Safenwiler Asyl-Deal mit Leuten eingelassen, deren Seriosität ernsthaft in Zweifel steht. «Dem Kanton ist bekannt, dass es im Firmenkonstrukt, dessen Bestandteil die Swiss Domizil Rental AG ist, zu Konkursen und Liquidationen gekommen ist. Strafrechtlich relevante Vorgänge sind dem Kanton nicht bekannt», sagt Balz Bruder, Hochulis Kommunikationschef und persönlicher Mitarbeiter, auf Anfrage. Bisher habe es keinen Anlass zu Beanstandungen gegeben. Der Kanton beobachte die aktuelle Entwicklung jedoch «aufmerksam». Warum hat er nicht früher aufmerksam hingeschaut? Der Imageschaden ist angerichtet. ○

## Wir sind im Immo-Markt zu Hause. Besuchen Sie uns.

Bei uns sind Sie an der richtigen Adresse: Wir sind die einzige Bank im Kanton Zürich mit dem Rundum-Angebot aus **Gratis-Research-Publikationen, Immo-Beratung und -Begleitung sowie umfassenden Finanzierungsdienstleistungen.**

Immobilien-Kompetenz von Haus aus.  
Wir freuen uns auf Ihre Anfrage.

Jetzt informieren auf [zkb.ch/immo](http://zkb.ch/immo)

Die nahe Bank



Zürcher  
Kantonalbank



Weltweites Zeichen des Überflusses: «Geldberg-Performance» auf dem Berner Bundesplatz, 2013.

## Versuchslabor fürs Ausland

Der internationale Medienhype um die Volksinitiative über das bedingungslose Grundeinkommen zeigt: Unsere direkte Demokratie wird benutzt, um auch im Ausland Aufmerksamkeit für bestimmte Themen zu erzeugen. Mehr Transparenz tut not. *Von Christoph Mörgeli*

Dank direkter Demokratie und Föderalismus haben im Schweizer Bundesstaat mehr Abstimmungen stattgefunden als bisher in allen Ländern der Welt zusammen. Da ist es naheliegend, dass die Aufmerksamkeit für die einzelnen Vorlagen jenseits der Grenzen sehr beschränkt bleibt. Eine auffallende Ausnahme machte da die Volksinitiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen. Zur Diskussion standen monatlich 2500 Franken für Erwachsene und 625 Franken für Kinder, was das Land die hübsche Summe von 208 Milliarden Franken pro Jahr gekostet hätte. Umso mehr muss die Berichterstattung in den internationalen Medien über dieses abseitige Anliegen erstaunen. Spätestens nachdem sogar eine am Abstimmungstag veröffentlichte Erhebung des Forschungsinstituts gfs.bern zum grossen Thema in ausländischen Zeitungen geworden ist, scheint die Sache irgendwie suspekt. Zumindest ist bemerkenswert, dass die britische BBC, der *Economist*, der französische *Monde*, sämtliche deutschen Nachrichtenportale, ja sogar die *New York Times* ausführlich über das Grundeinkommen berichteten.

### Die Debatte soll erst beginnen

Dabei gestaltete sich der Abstimmungsausgang vom 5. Juni für die Initianten mit 23 Prozent Ja-Stimmen und null Ständen brutal ernüch-

ternd. Sofort lieferten sie aber die Erklärung nach, beim bedingungslosen Grundeinkommen handle es sich um ein Begehren, das einen langen Atem benötige. Der *Spiegel* zitierte nur die Verlierer, die das Desaster als «sensationellen Erfolg» schönredeten. Auch die Gfs-Studie sollte die These stützen, dass es sich bloss um einen Anfang gehandelt habe, weil fast 70 Prozent der Befragten davon überzeugt seien, dass es in Zukunft erneut Abstimmungen geben werde. Die Diskussion sei «für eine deutliche Mehrheit nun nicht vom Tisch, sondern soll



Nähe zur esoterischen Lehre: Initiant Straub.

weitergeführt werden». Eine erste Analyse der Resultate zeige, dass die Zustimmung zur Initiative steige, je weiter weg der eigene Lebensentwurf von der typischen Normalbiografie sei. Tatsächlich hat Initiant Daniel Straub gemäss eigenen Angaben «in Luzern Wirtschaft, in Kalifornien Politik und in Bern Psychologie studiert», war dann bei IBM, dem IKRK und einer Montessori-Schule tätig und amtiert heute unter anderem als Flohmarkthändler. Mitinitiant Christian Müller war Pfadi, Wirtschaftsstudent und Journalist und nennt sich jetzt Mitaufbauer einer Gemüsekooperative. Und Enno Schmidt hat in Frankfurt Malerei gelernt und arbeitet als geschäftsführender Gesellschafter des «Unternehmens Wirtschaft und Kunst – erweitert». Schmidt schuf auch den Film «Grundeinkommen – ein Kulturimpuls», der global in vielen Sprachversionen kursiert.

Auftraggeber der erwähnten Gfs-Wahlbefragung ist der Think-Tank First World Development (FWD) «für kommende gesellschaftliche Entwicklungsschritte» mit Sitz in Basel, Witten und Berlin. Der Hinweis auf Witten zeigt die Verbindung zur privaten Universität Witten/Herdecke, die von Anthroposophen gegründet wurde und auch anthroposophische Medizin anbietet. Der *Tages-Anzeiger* berichtete schon vor Monaten über die Nähe der Grundeinkommensaktivisten zur esoterischen Lehre von

Rudolf Steiner. Zu den Hauptinitianten von First World Development gehört Daniel Häni, seit 1999 Geschäftsführer des «Unternehmens Mitte». Dabei handelt es sich um ein anthroposophisches Kultur- und Geschäftszentrum inklusive Kaffeehaus in Basel. Die Basler *Tageswoche* – linkes Kampfblatt gegen die *Basler Zeitung* – hat ihren Sitz ebenfalls im «Unternehmen Mitte». Das Medium wird bekanntlich von der Roche-Milliardenerbin Beatrice Oeri finanziert. Mitglied des Komitees für ein Grundeinkommen war auch Ursula Piffaretti, früheres Vorstandsmitglied der Anthroposophischen Gesellschaft in der Schweiz und heute leitend im Verlag des Goetheanums in Dornach tätig.

### Zeichen des «Überflusses»

Laut Daniel Häni haben die Initianten mit ihrer «Geldberg-Performance» – ein Lastwagen leerte auf dem Bundesplatz 15 Tonnen Fünfräppler als Zeichen des «Überflusses» aus – «ein weltweites Medienecho» ausgelöst. Tatsächlich sind die Urheber der Grundeinkommensinitiative weltweit so gut verlinkt, dass sie ihre Botschaft effizient transportieren können. Das 1986 gegründete Basic Income Earth Network (Bien) will die Forderung mit Kongressen, Forschungsarbeiten und Lobbying global vorantreiben. Dass internationale Kreise zunehmend Einfluss auf unsere Volksrechte nehmen, ist ein bemerkenswertes Phänomen. Offenbar werden die direktdemokratischen Instrumente der Schweiz dazu benutzt, eine internationale Debatte zu lancieren, um damit entsprechende Aufmerksamkeit zu erzeugen – selbstverständlich immer mit den besten Kontakten in die Medienkreise.

Wird die direktdemokratische Schweiz zum Laboratorium für das Anstossen und Erprobeln von globalen Utopien? Was bedeutet es für die Zukunft unseres souveränen Nationalstaats, wenn ausländische Organisationen unsere Volkssouveränität für ihre Zwecke aufmischen? Wer die Netzwerke der beteiligten Personen

### Wer die Netzwerke weiterverfolgt, stösst auf Aktivisten der Flüchtlingsbewegung.

etwas weiterverfolgt, stösst unweigerlich auch auf Aktivisten der Flüchtlingsbewegung. Selbstverständlich haben auch sie Interesse an einem bedingungslosen Grundeinkommen, denn dieses würde ihren «Kunden» enorm zugutekommen. Der linke Publizist Andreas Zumach brachte das Ziel des internationalen Filzes für das Grundeinkommen in der Berliner *Tageszeitung* bemerkenswert offen auf den Punkt: «Selbst wenn die Initiative am Ende scheitern sollte: Sie wird in der Schweiz eine Debatte über das bedingungslose Grundeinkommen und über soziale Gerechtigkeit auslösen, wie sie auch in jedem anderen Land Europas geführt werden müsste.» ○

# In der Gewaltspirale

## Berns Stadtpräsident Alexander Tschäppät verschwieg dem Stadtrat gravierende Vorfälle, die sich im Umfeld der Reithalle ereigneten. Von Hubert Mooser

Als im Februar gewalttätige Chaoten auf der Strasse vor der Reithalle in Bern, einem rechtsfreien Raum mitten in der Bundesstadt, Barrikaden errichteten, Polizisten anlockten und dann mit Flaschen angriffen, fand der Berner Stadtpräsident Alexander Tschäppät markige Worte: «Der Gemeinderat hat gewalttätige Ausschreitungen stets in aller Schärfe verurteilt und dagegen immer wieder Massnahmen und Sanktionen ergriffen.» In diesem Falle sistierte der Gemeinderat, also die Exekutive der Stadt, den Leistungsvertrag mit den Betreibern der Reithalle.

Aber es kam, wie es immer kommt in Bern: Ein paar Wochen später war wieder alles vergeben und vergessen. Die rot-grüne Mehrheit im Stadtparlament segnete am 26. Mai den Vertrag mit den Reitschülern nach einer dreistündigen Redeschlacht ab. Als Mini-Sanktion kürzte der Stadtrat die Beiträge an die Reithalle, jährlich sind es 380 000 Franken, um 25 000 Franken. Präsident Tschäppät gerät nun aber in Verdacht, während der Debatte gravierende Vorfälle im Umfeld der Reithalle verschwiegen zu haben.

### Sexuelle Übergriffe

Jeden Montag rapportiert die Kantonspolizei Bern dem Gemeinderat, insbesondere dem Stadtpräsidenten, die Vorfälle des Wochenendes in der Reithalle und in deren Nachbarschaft. An diesen Bulletins lässt sich ablesen, dass sich die Gewaltspirale ungebremst weiterdreht: Körperverletzungen, Aufruf zu Aktionen gegen städtische Beamte, Lärmterror, Behinderung der Polizei. Offenbar registrierte die Polizei aber auch sexuelle Übergriffe. Doch Tschäppät erwähnte diese gravierenden Zwischenfälle in der Debatte vom 26. Mai mit keiner einzigen Silbe.

«Man kann sich heute zu Recht fragen, ob das Stadtparlament dem Vertrag so frivol zugestimmt hätte, wenn es über die letzten Vorkommnisse bei der Reitschule vom Stadtpräsidenten korrekt informiert worden wäre», sagt

SVP-Stadtrat Henri Beuchat. Gestützt auf Informationen aus Polizeikreisen, hat Beuchat in der Stadtratssitzung vor einer Woche eine dringliche Interpellation eingereicht, in der er vor allem Antworten hinsichtlich Sexualdelikten im Umfeld der Reithalle fordert.

Wenn es um die Rechte von Frauen geht, schwenkt die rot-grüne Mehrheit im Stadtparlament normalerweise sofort mit den Fahnen. Aber im konkreten Fall wollen SP und Grüne

eine Klarstellung des Sachverhaltes auf die lange Bank schieben. «Das rot-grün beherrschte Ratsbüro will keine dringliche Behandlung der Interpellation», sagt Beuchat. Dabei ist es nicht das erste Mal, dass die Reithalle in Zusammenhang mit sexuellen Übergriffen ins Gerede kommt. In vertraulichen Polizeiberichten aus den Jahren 2013 und 2014 an den Gemeinderat, die der *Weltwoche* vorliegen, wird schon auf solche gravierenden Sexualdelikte hingewiesen.

Konkrete Zahlen nennt die Polizei nicht,

weil eine klare Abgrenzung der Reitschule zu angrenzenden Örtlichkeiten – anderen Klubs, dem Parkplatz oder der Drogenanlaufstelle – nicht möglich sei, sagt Polizeisprecher Christoph Gnägi. Bei einer Vergewaltigung zum Beispiel, die sich im Februar ereignete, belästigten die Täter das Opfer zuerst in der Reithalle. Dann fielen sie in der nahen Sidlerstrasse über die Frau her. Was sagt Reithallen-Sympathisant Tschäppät zu solchen Vorfällen? Der Berner SP-Fürst, sonst um kein Wort verlegen, hat auf eine Anfrage der *Weltwoche* nicht reagiert.

## Gedicht

### Regentropfen

Wasser ist ein kostbar Gut  
Weshalb es öfter regnen tut  
Nur sind's manchmal gar viele Tropfen  
Die dauernd an mein Fenster klopfen  
Max Wey



Keine Silbe: Stadtpräsident Tschäppät.

# Wirbeln für die Welt

Die Freisinnigen wollten ihrem Aussenminister bei der Entwicklungshilfe nicht mehr jeden Wunsch erfüllen. Doch Doris Fiala verhinderte mit zwei Parteikollegen, dass die FDP zusammen mit der SVP im Nationalrat eine Mehrheit gewann. Wie kommt die Zürcherin dazu? *Von Markus Schär*

«Ja, sicher, gern! Das musste ja fast kommen», schreibt sie neunzehn Minuten nach der Anfrage für ein Gespräch. «Ich ahne harte Kost...:-)» Die Zürcher Freisinnige Doris Fiala scheut nicht nur als Politikerin keinen Kampf, sie sucht auch als PR-Frau jede Bühne, am wortmächtigsten und schlagkräftigsten in eigener Sache. Und dazu gab es in dieser Session wieder einmal Gelegenheit.

«Sparangriff auf Entwicklungshilfe ist gescheitert», freuten sich Schweizer Blätter nach der zähen Debatte des Nationalrats um die elf Milliarden Franken, die der Bund in den kommenden vier Jahren für die internationale Zusammenarbeit zahlen will. Angesichts drohender Löcher in der Kasse forderten Finanzpolitiker einen nicht gar so starken Ausbau der Entwicklungshilfe; schliesslich einigten sich SVP und FDP darauf, den Vorschlag des Bundesrats wenigstens um 430 Millionen zu kürzen. Aber nicht einmal dieser Kompromiss kam durch, weil «drei einsame Freisinnige» (*Tages-Anzeiger*) nicht mit ihrer Fraktion stimmten – neben dem Waadtländer Laurent Wehrli und dem Solothurner Kurt Fluri eben: Doris Fiala.

Sie wich nicht nur von der Parteilinie ab, sondern warf ihren Fraktionskollegen gar Mangel

---

Ihr Mann sagte: «Mach doch etwas dagegen – geh in eine Partei.»

---

an Wissen und Gewissen vor. «Von mir als Freisinniger und mit meinem Erfahrungshintergrund erwartet man, dass ich nicht nur mit liberalem Kopf, sondern international vernetzt denkend handle», sagte sie im Interview mit *Newsnet*, um zu erklären, weshalb sie sich zwischen den Maximalforderungen der Linken und den Kürzungsanträgen der Rechten «im anständigen Mittelfeld» halte. «Wer dem Elend in die Augen geblickt hat, verliert wohl etwas seine liberale Unschuld.» Wie kommt Doris Fiala dazu?

**Politisch nicht «kohärent»**

Auf die Minute pünktlich trifft sie zum Termin im Café ein, gerüstet im schwarzen Deux-Pièces sowie mit den Listen aller Abstimmungen zur Entwicklungszusammenarbeit. Und sie legt gleich los mit einem Thema, «das mir zusätzliche Kritik einbringen könnte, was ich in Kauf nehmen müsste», wie sie schon in der ersten Mail angekündigt hat: Drei Tage zuvor hat die



«Was kann ich besser machen?»: FDP-Politikerin Fiala in der Ukraine, 2014.

EU ihren Masterplan zur Migration vorgestellt; sie will aus den «Partnerstaaten», die gegen Bezahlung ihre Asylbewerber zurücknehmen, vermehrt Hochqualifizierte zulassen. «Das ärgert mich unglaublich», sagt Doris Fiala. Es sei unredlich, nämlich politisch nicht «kohärent» – ihr Lieblingswort –, die Hochqualifizierten aus den Ländern anzulocken, die Gutgebildete für ihre eigene Entwicklung brauchen würden. «Aber unterbrechen Sie mich, ich könnte stundenlang davon erzählen.» Also von vorn: Warum kämpft eine Freisinnige für die Verdammten dieser Erde?

In die Politik kam Doris Fiala erst mit 43, als Mutter von drei Kindern und Ehefrau eines «Flüchtlings», wie sie gern betont, eines aus der Tschechoslowakei geflohenen Ingenieurs. Sie baute 2000 gerade ihr eigenes PR-Büro auf, als sie sich beim Familienspaziergang am Zürichhorn über gebrauchte Spritzen und verschmutzte Toiletten aufregte. Ihr Mann sagte: «Mach doch etwas dagegen – geh in eine Partei.» Die Jungpolitikerin bot sich gleich für die Führung der Stadtpartei an und rutschte auch in den Gemeinderat nach; 2004 wählten die Zürcher Freisinnigen, zerstritten darniederliegend, die belächelte «Doris Tralala» zur Präsidentin der Kantonalpartei. Sie machte viel Wirbel, trotzdem fuhr sie bei den Nationalratswahlen 2007 für die FDP Zürich – bis vor einem Vierteljahrhundert die führende Partei im Land – mit noch 13 Prozent das schlechteste Ergebnis aller Zeiten ein. Aber immerhin schaffte sie selber die Wahl.

«Was treibt diese Frau an? Das könnte ja eine Frage sein», sagt sie selber beim Kaffee. Und sie gibt gleich die Antwort: «Ich habe schmerzlich realisiert, dass alle größeren Risiken, die unser Land bedrohen, wie Terror, Pandemien, Flüchtlingswesen, globale Risiken sind.» Und die «tiefste Erkenntnis» habe sie in einem syrischen Flüchtlingslager von einem Experten aus Oxford gewonnen. «Was kann ich als Politikerin besser machen?», fragte sie ihn. Und er sagte: «Wir müssen aufhören, von Problemen zu reden – denn viele glauben, wo ein Problem ist, gebe es Lösungen. Es geht aber um weltweite Phänomene, die wir nur gemeinsam bestmöglich managen können.»

Auf dieser Mission ist Doris Fiala seit acht Jahren. Im Nationalrat kam sie bald in die Aussenpolitische Kommission. Da reiste sie nach Peru, nach Aserbaidschan oder in den Kongo, wo die Schweiz Hospize für vergewaltigte Kriegsoffer führt: «Wir können die Welt nicht retten, müssen jedoch einen humanitären Beitrag leisten.» Sie flog aber auch, von Swissaid eingeladen, in den Tschad oder nach Myanmar – auf eigene Kosten, wie sie betont: «Die Bürgerlichen kommen oft nicht mit, wenn sie selber zahlen müssen, die Linken schon. Sie sind Überzeugungstäter, ich zähle mich auch dazu.»

Vor allem sass Doris Fiala von Anfang an in der Parlamentarischen Versammlung des

Europarats. Obwohl anfangs nur Ersatz, hängte sie sich mit all ihrer Power im Ausschuss für Migration, Flüchtlings- und Bevölkerungsfragen rein. Schon im April 2010 warb sie, im Namen eines Drittels des Ausschusses, für eine Strategie zu Migration und Asyl in Europa. Die 318-köpfige Versammlung schickte die Resolution mit 38 Stimmen ohne Gegnerschaft oder Enthaltungen dem Ministerkomitee. Und dieses meldete ein Jahr später zurück, es gebe darin «viele interessante und relevante Vorschläge» – Geschäft erledigt.

Die umtriebige Schweizerin strebte das Präsidium des Ausschusses an, wissen ihre SVP-Kollegen, die in Strassburg mit ihr zusammen in der Fraktion der Liberalen sitzen. Weil sich der spanische Fraktionschef für Zuwendung offen zeigte, wie sie vermuten, schnappte sich allerdings die Aserbaidschanerin Sahiba Gafarova den Vorsitz, für Doris Fiala blieb nur das zweite Vizepräsidium.

### «Überall dabei», «lieb», «nett»

Sie steckte auch diese Enttäuschung weg. Im Januar 2014 weibelte sie für einen Bericht zu Migranten und Aids, der auch für Asylbewerber oder Sans-Papiers «vollen Zugang zu bezahlbarer HIV-Behandlung» forderte. Derzeit steht

---

### «Die Bürgerlichen kommen oft nicht mit, wenn sie selber zahlen müssen, die Linken schon.»

---

sie hinter Vorstössen einer deutschen Linken für einen Bericht zur Flüchtlingssituation im Westbalkan, eines jungen Finnen für Massnahmen gegen rassistische Beschimpfungen von Jugendlichen (worunter in Finnland sechzig Prozent der 13- bis 24-Jährigen litten) oder der Präsidentin des Gleichstellungsausschusses, gewählt für Berlusconi's Forza Italia: Sie fordert eine umfassende paneuropäische Studie zur Geschlechtergleichheit in der Wirtschaft, um «prioritäre Gebiete für Interventionen aufzuzeigen». Und diese Woche führt Doris Fiala in Bern ein Seminar zu der Kampagne durch, die das Einsperren von minderjährigen Migranten beenden will. Ihre Fraktion schickt sie nicht mehr in die Aussenpolitische Kommission, so bleibt nur der Europarat für ihre Mission.

Was treibt diese Politikerin also an? Es zeigte sich, als sie – mit Ausbildung an der Hotelfachschule und Erfahrung als Ernährungsberaterin und Reiseleiterin – einen akademischen Titel anstrebte. Schon in ihrer ersten Legislatur machte sie daneben ein Nachdiplomstudium für Security Policy and Crisis Management, das die ETH vor allem für Leute aus dem Verteidigungsdepartement anbot, und lieferte im Oktober 2010 ihre Abschlussarbeit ab: «Die schweizerische Migrationspolitik im Kontext der nationalen Sicherheit und globaler Zusammenhänge».

Sie stützte sich dabei auch auf Gespräche mit Eduard Gnesa, vormals Direktor des Bundesamts für Migration, und auf einen «Runden Tisch zur Migrationspolitik 2030» mit Vertretern von Caritas bis Gewerbeverband, den sie selber einberufen hatte. «Aus Sicht der Verfasserin findet vernetztes und Departement übergreifendes Handeln zu wenig statt», hält das Fazit fest. «Die Autorin empfiehlt, eine Expertengruppe zu den Schnittstellen Migrationspolitik/Sicherheitspolitik auf nationaler Ebene zu bilden, welche vernetzt die Schnittstellen der Departements Justiz, Armee, Aussenpolitik in Zusammenarbeit mit der KKJPD an die Hand nimmt.» Deshalb fordere sie als Nationalrätin «ein eigentliches Sicherheitsdepartement». Die ETH nahm die gedanklich fahrig und inhaltlich dürftige Arbeit an, krebste aber drei Jahre später zurück, als Plagiatsjäger nachwiesen, dass die Autorin seitenweise von Wikipedia abgeschrieben hatte. Die Hochschule bietet das Nachdiplomstudium jetzt nicht mehr an.

«Sie ist hyperaktiv», sagen SVP-Kollegen über Doris Fiala. «Sie hat Zeit und ist überall dabei.» Ein schlechtes Wort über die Frau ist ihnen aber kaum zu entlocken: «Sie ist lieb und nett» – und selbst auf Reisen in Elendsgebiete verfliehe ihr Weltschmerz schnell, wenn sie abends im Chanel-Kostüm in der Hotelbarsitze. Umgekehrt lobt die Freisinnige den Zürcher SVP-Mann Alfred Heer, der sie als Chef der Schweizer Delegation in Strassburg abgelöst hat. Aber das hindert sie nicht daran, gegen Positionen zu kämpfen, für die er steht.

Das beginnt bei der Frage, wo sie denn sparen würde, wenn nicht bei der Entwicklungshilfe oder bei der Bildung, wo sie sich letzte Woche wieder gegen die weniger grosszügige Mehrheit stellte: «Bei der Landwirtschaft», auch wenn ihre Verwandten, die im Gasterland bauern, daran keine Freude hätten. Als «Politikerin, die international vernetzt denkt», setzt sich Doris Fiala für Freihandelsverträge ein, auch mit Indien. Die Bauern, schimpft sie, zeigten sich dabei immer als «Bremsklötze».

### Spitzenplatz verteidigt

Die Auseinandersetzung mit der SVP, auch über die EU oder die Volksrechte, scheut sie nie. «Vor den letzten Wahlen stellte ich mich allen schwierigen Themen», betont sie nach fast zwei Stunden Gespräch. «Ich tat es auch im Wissen, dass ich Stimmen von der SVP verlieren würde.» Trotzdem habe sie «neben dem Ständerat» – also Ruedi Noser, der auf der Nationalratsliste 20 000 Stimmen mehr machte – ihren Spitzenplatz auf der Liste «souverän» halten können. Dafür nahm sie auch Attacken bei Podiumsgesprächen mit SVP-Männern hin: «Es ist schmerzlich hart, was da aus dem Saal an *bad vibes* auf Sie zukommt.» Aber sie bleibe sich treu, sagt Doris Fiala. Und nochmals weht ihr Parfüm betörend über das Kaffeetischchen: «Wer nicht mehr verletzlich ist, der muss aufhören.» ○



*Je weniger Wind, desto besser: Tüftler Hans Wepfer mit seiner Versuchsanlage.*

## Der Leuchtwurm von Beringen

Alle paar Jahre will man in Schaffhausen das Rad neu erfinden. Doch was gross angekündigt worden ist, endet in millionenteuren Flops. Der neuste Öko-Schildbürgerstreich dreht sich um das Schwachwindrad «Hans». Man hatte bei den Berechnungen eine Null vergessen. *Von Alex Baur*

So oder ähnlich muss sich das Leben nach der Wende in den Fabrikhallen der untergegangenen DDR angefühlt haben. Ein paar verstaubte Geräte und Maschinen stehen noch im Raum herum, doch das meiste wurde bereits abgeräumt, verschachert und verschrottet, in einer Ecke rattert noch das letzte Überbleibsel der einst stolzen Anlage, ein Klärschlammrockner. Allerdings werden hier nicht etwa Industriesaurier aus der sowjetischen Stahlzeit entsorgt, sondern Apparaturen modernster deutscher Ingenieurskunst. Willkommen in der KBA Hard, der zentralen Abfallentsorgungsanlage von Schaffhausen und Umgebung.

Für stolze dreissig Millionen Franken wurde diese Anlage vor sechs Jahren gebaut. Schaffhausen wollte damit nicht weniger als eine Weltneuheit schaffen. Statt den Kehrriech einfach zu verbrennen, würde man diesen in einem revolutionären Nassverfahren in seine Bestand-

teile zerlegen. Was nicht recycelt werden konnte, sollte vergoren und in Gas umgewandelt werden, mit dem man hernach Strom produzierte. Ökostrom eben. Nach den Plänen eines Tüftlers funktionierte alles perfekt. Doch dann hielt sich die real existierende Welt nicht an die Planvorgaben und machte alles zunichte. Das Einzige, was an dieser Hightechanlage wirklich überwältigend gewesen sei, so erinnern sich altgediente Arbeiter, sei ein bestialischer Gestank gewesen. Sie funktionierte nie.

2014 zog die Stadtregierung die Notbremse. Seither ist der neue Betriebsleiter Markus Franz vor allem mit dem Abwracken der Industriearbeit beschäftigt. Franz, promovierter Ingenieur, ist ein Pragmatiker, ein Glücksfall für die Stadt. Er versucht den Schaden in Grenzen zu halten, zu retten, was noch zu retten ist. Der Schaffhauser Kehrriech wird in der KBA Hard nur noch gepresst, gelagert, auf Camions ver-

laden und zur Verbrennung in andere Kantone gekarrt. Die wertvollsten Teile der Anlage hat Franz – in der Hoffnung auf bessere Schrottpreise – in einer verwaisten Halle im Norden des Geländes deponiert. Die mittlerweile angerostete Bauteile sind bloss 25 Jahre alt. Sie sind der stumme Zeuge eines schon früher gescheiterten Experiments der nachhaltigen Abfallverwertung. Damals hat man den Güsel kompostiert. Auch eine bestechende Idee. Doch hohe Schwermetallgehalte verhinderten die landwirtschaftliche Verwertung, am Schluss wurde der Güselkompost verbrannt.

Wenn es um Ökologie geht, ist den Schaffhauser Politikern und Beamten kein Steuerfranken zu viel, keine Idee zu verrückt, kein Projekt zu gewagt. Ein prominenter Platz in der Galerie der fabelhaften Irrtümer gebührt zweifellos dem sieben Millionen Franken teuren Unterfangen Bioenergie Schaffhausen AG



in der einstigen Seilfabrik von Ebnet. Das mit Steuergeldern hochgedopte Biounternehmen versprach in seinen Prospekten eine grüne Goldgrube: «Eine neue in der Schweiz entwickelte Prozesstechnik erlaubt es, aus faserhaltigen Pflanzen Futtere Weiss, Biogas, Industriealkohol sowie technische Fasern herzustellen.» Auch das Bundesamt für Energie lobte das Projekt 2001 in den höchsten Tönen.

### Eine Million pro Jahr

Statt das Gras der saftigen Schaffhauser Weiden den Kühen zu verfüttern und den Grünabfall zu kompostieren, so die bestechende Idee, sollte die Biomasse in ihre Bestandteile zerlegt und bis auf die letzte Faser genutzt werden. Eine Art eierlegende Wollmilchsau industrieller Art. Die Euphorie war allerdings von kurzer Dauer. Während der Betrieb jährlich eine Million verschlang, blieb der Ertrag weit unter allen Hoffnungen. Vor allem gelang es nie, die Rohstoffe und Chemikalien in einer marktauglichen Qualität herzustellen. Im Juli 2003, nach bloss zwei Jahren, wurde das Abenteuer abgebrochen, musste die Bioenergie Schaffhausen AG ihre Bilanz deponieren.

Ein anderes Beispiel nachhaltig entsorgter Steuergelder liefert die Fleischvergärungsanlage Biorender in Winterthur, an der sich die Stadt Schaffhausen finanziell beteiligte. Statt Schlachtabfälle und Tierkadaver zu verbrennen, wollte man diese in Biogas umwandeln. Auch diese Idee war bestechend, nur hatte man das vermaledeite Ammoniak vergessen, welches den Gärprozess im Fleischberg dummerweise zum Stillstand bringt. Man bekam das Problem nie in den Griff. 2014, nach drei qualvollen Jahren des Pröbelns, widerfuhr Biorender das Finale, welches die Briten «surrender» nennen: bedingungslose Kapitulation, Konkurs mit Abschreibern in Millionenhöhe.

Übrig geblieben ist von den Schaffhauser Experimenten eine Biogasanlage auf der KBA Hard bei Beringen. Immerhin etwas. Weil die Anlage nicht ans Gasnetz angeschlossen ist, wird das Biogas an Ort und Stelle zur Stromerzeugung verbrannt. Dabei kommt ein konventioneller Ottomotor zum Einsatz, wie er in abgelegenen Dörfern der Dritten Welt seit hundert Jahren zur Stromerzeugung verwendet wird. Für eine effizientere Gasturbine oder einen Anschluss ans Netz ist die Gasmenge viel zu gering. Dafür kann man die Abwärme zur Trocknung von Klärschlamm benutzen, der später verbrannt wird. Das ist sinnvoll.

Der Biogasgenerator der KBA Hard hat gleichwohl einen Schönheitsfehler: Mit der Entsorgung von Schaffhauser Güsel hat er nur ganz am Rande zu tun. Denn die Gäranlage wurde auf verflüssigte organische Abfä-

le ausgelegt, und solche liefern Haushalte kaum. Der Treibstoff für den Biogasgenerator – ein aus Speiseresten und aus Lebensmitteln mit abgelaufenem Verkaufsdatum von Grossverteilern hergestellter Gär-saft – wird deshalb mit Camions aus der halben Schweiz herangekarrt.

Nun könnte man sich fragen, ob das wirklich nachhaltig ist. Dazu eine kleine Rechnung. Für die Erzeugung von monatlich rund 355 MWh Strom verarbeitet die KBA rund 54

### Die Anlage wird genutzt, nicht weil sie gebraucht wird, sondern weil sie gebaut wurde.

Lastwagenladungen Gär-saft. Wollte man die Produktion des AKW Gösgen (670 000 MWh pro Monat) durch Biogasstrom ersetzen, müssten tagtäglich 3400 Lastwagenladungen Gär-saft herangekarrt und später wieder wegtransportiert werden. Doch solche Fragen stellt sich im Schaffhauser Kehrichtschlamassel schon lange kein Mensch mehr.

Die Anlage wird genutzt, nicht weil sie gebraucht wird, sondern weil sie gebaut wurde. Es geht nur noch darum, den Schaden zu begrenzen. Und das funktioniert leidlich dank der «kostendeckenden Einspeisevergütung», kurz KEV. Während die CO<sub>2</sub>-freien Schweizer Atom- und Wasserkraftwerke unter der deutschen «Flutterstromschwemme» bei Marktpreisen von rund 4 Rappen pro kWh ächzen



Beschränkt nachhaltig: Biogasgenerator von Schaffhausen.

(siehe Text Seite 42), subventioniert Bern den ineffizienten Biogasstrom mit 23 Rappen.

Erstaunlicherweise hat die Sehnsucht der Schaffhauser nach der ultimativen ökologischen Weltneuheit bislang jedes Debakel überdauert. Während in der KBA Hard abgewrackt wird, nimmt nur wenige Kilometer entfernt der nächste Schildbürgerstreich seinen Lauf: die Operation «Hans», ein Projekt des Elektrizitätswerks des Kantons Schaffhausen (EKS). Ende 2015 wurde das neuartige Schwachwindrad «Hans», das hundert Haushalte mit Strom beliefern sollte, vor versammelter Lokalpro-

minenz feierlich als Leuchtturmprojekt in Betrieb genommen. Eine Million Franken liess das EKS für das Bauwerk springen. Geliefert hat Hans bislang so gut wie nichts. Und dem einen oder anderen schwant mittlerweile, dass der Leuchtturm eher ein Leuchtwurm ist und Schwachwind einfach Schwachsinn.

### Raues Lüftchen

Hans wurde aus der Einsicht geboren, dass die Schweiz für Windturbinen grundsätzlich ungeeignet ist. Im hügeligen Gelände bläst einfach selten eine kräftige und stete Brise. Und die wenigen Standorte, die halbwegs in Frage kämen, sind längst von Natur-, Landschafts- und Vogelschutz besetzt. Wo immer die hässlichen und lärmigen «Spargeln» in die Landschaft gepflanzt werden sollen, hagelt es Einsprachen und Bürgerproteste. Hans Wepfer, Tüftler und Landmaschinenmechaniker aus Andelfingen, hatte deshalb eine grandiose Idee: das Schwachwindrad!

Klein musste es sein, jedes Lüftchen sollte es ausnützen, langsam und lautlos würde es sich drehen. Ein wärschafter Schweizer Eigenbau mit besten schweizerischen Tugenden. Das nach seinem Erfinder benannte Windrad Hans würde sich in seiner Bescheidenheit perfekt in die Landschaft einpassen und auch keine Bedrohung mehr für die Vögel und Fledermäuse darstellen.

Anlässlich der feierlichen Einweihung – das Referat ist inzwischen leider aus unerklärlichen Gründen von der einschlägigen Website verschwunden – pries EKS-Direktor Thomas Fischer das Dreifach-Wunderrad Hans überschwänglich: schnelle Lieferzeit (ca. ein Jahr), Baubewilligung in dreissig Tagen, hohe Rentabilität, «von Swissgrid abgenommen und für förderungswürdig eingestuft (KEV-Gelder)», «hoher Wirkungsgrad», weltweit patentiertes Flügeldesign, unermesslicher Wachstumsmarkt. Allein der Kanton Schaffhausen, so erfuhren die geladenen Gäste, habe bereits weitere 33 potenzielle Standorte für Schwachwindanlagen vom Typ Hans ausgeschieden. Der Anlass stand unter dem Motto «Die Energiewende leben».

Im realen Leben zeigte sich die Wende schnell von ihrer borstigen Seite. Die grosse Ernüchterung stellte sich bereits zwei Wochen später ein: Am 3. Januar 2015 verlor Hans ein Rotorblatt. Seither steht die Anlage still. Gemäss offizieller Sprachregelung war ein «Sturm» für das Malheur verantwortlich. Tatsächlich wurde zur fraglichen Zeit bei der Messstation in Hallau eine Böenspitze von maximal 43,6 Kilometern pro Stunde gemessen. Gemäss Wetterfrosch Jörg Kachelmann ist das «nicht mehr als ein raues Lüftchen». Man mag gar nicht daran denken, was passiert wäre, wenn wirklich ein Sturm übers Land gezogen wäre. >>>

# Warum dem Wasser die Kraft ausgeht

Während Haushalte immer mehr zahlen, bedroht Billigstrom die umweltfreundliche Wasserkraft. Die Perversion ist politisch gewollt. *Von Silvio Borner und Dominik Hauri*

Die Existenzkrise der fast mythischen Wasserkraft lässt viele Schweizer misstrauisch werden. Doch die Propaganda der Befürworter der Energiewende verstellt den Blick auf die harten Fakten und Widersprüche:

**1 — Installierte Kapazitäten versus produzierte Mengen:** Viel Geld wird in Kapazitäten von Sonne und Wind investiert, obwohl die Lastfaktoren in der Schweiz bei der Sonne lediglich 12 Prozent und beim Wind bloss knapp 20 Prozent betragen. Die installierte Kapazität liefert zu 80 bis 90 Prozent null und nichts. Kern- oder Gaskraftwerke dagegen erreichen problemlos einen Faktor von 85 bis 90 Prozent. Doch selbst bei 100 Prozent Versorgung mit Sonne und Wind benötigten wir für windstille und sonnenfreie Tage 100 Prozent Ersatzkapazität.

**2 — Produzierte Mengen versus Marktwert:** Weil subventionierte Fotovoltaik- und Windanlagen mit Vorrang ins Netz einspeisen, produzieren sie bei Dunkelheit oder Flaute zu wenig, aber bei starkem Sonnenschein oder Wind zu viel. Der Stromüberschuss bei guter Witterung ist wertlos, weil das Netz kein Speicher ist und die überschüssige Produktion mit Negativpreisen verschachert werden muss.

**3 — Markt- versus Verbraucherpreise:** Wegen des allein in Deutschland mit 25 Milliarden Euro pro Jahr subventionierten Flatterstroms von Wind und Sonne fallen die internationalen Grosshandelspreise unter die Produktionskosten von Wasserkraft. Der Marktwert der «neuen erneuerbaren Energien» (NEE) betrug in Deutschland nicht einmal 10 Prozent der Subvention. Je grösser die Marktverzerrung, desto grösser die Kosten-Unterdeckung und die Verluste der Wasserkraft. Aber mit zunehmendem NEE-Anteil steigen die Preise für die Endverbraucher wegen der Einspeisevergütungen, der wachsenden Aufwendungen für Reserve- und Speicherkapazitäten sowie der Kosten für die Netzstabilisierung.

**4 — Politik versus Wirtschaft:** Der Strommarkt ist regulierungsbedürftig, weil die Netze «natürliche Monopole» sind, die ihre Leistungen billiger als mehrere Konkurrenten erbringen. Der Staat regelt, wer zu wel-

chen Preisen das Netz als Anbieter oder Nachfrager benutzen darf. Doch die Anbieter von Solar- oder Windstrom liefern zu garantierten und viel zu hohen Entschädigungen, so viel und wann sie gerade können. Ihre private Rendite ist ein vervielfachter volkswirtschaftlicher Verlust. Sie verdrängen damit vor allem Wasser- und Kernkraft und vermehrt auch Gaswerke vom Markt. Davon profitiert ausgerechnet die dreckige, aber eben billige Kohle. Weil Wasser- und Kernkraft nicht so leicht den Kapriolen von Sonne und Wind folgen können, produzieren sie mit Verlusten weiter.

**5 — Gewinner versus Verlierer:** Die kostendeckende Einspeisevergütung (KEV) für NEE wurde nicht zuletzt deshalb eingeführt, weil marktfreundliche Kreise ein Referendum gegen die Strommarktliberalisierung vermeiden wollten. Bittere Ironie: Die KEV ist seither auf stolze 1,3 Rappen gestiegen, während die Haushalte noch immer auf die freie Wahl des Versorgers warten müssen. 2015 wurden von der KEV 148 Millionen Franken für Fotovoltaik-Anlagen ausbezahlt. Der Kreis der Begünstigten weitete sich rasch aus. Auch wenn die Vergütungstarife stark reduziert wurden, bleibt eine KEV-Zusage ein Geschenk für wenige, das viele unter Zwang berappen. Man muss sich deshalb über die 30 000 Fotovoltaik-Anlagen auf der Warteliste nicht wundern. Die Migros-Verteilbetrieb Neuendorf AG erhielt 2015 aus der KEV für vier grosse Fotovoltaik-Anlagen rund 1,5 Millionen Franken – dies bei garantierten Tarifen bis 2038. Eine einzige Fotovoltaik-Scheune beglückte ihren Bauern mit über 150 000 Franken. Rund 3000 Anlagenbetreiber erhalten noch für 20 Jahre und mehr 70 Rappen pro Kilowattstunde. Der Marktwert dieses Stroms liegt zurzeit bei rund 4 Rappen. Bei den heutigen Netztarifen lohnt sich die Stromproduktion für Hausbesitzer, weil sich durch Eigenverbrauch ihre Netzkosten senken lassen. Aber natürlich bleiben auch sie im Netz, für das sie aber wenig zahlen – und werden so zu Schmarotzern.

**Dominik Hauri** ist Ökonom und war bis 2015 Projektleiter des Instituts für Wirtschaftsstudien in Basel.

Inzwischen wurden die 18 blechernen Rotorblätter von Hans durch neukonzipierte Drehflügel aus Kunststoff ersetzt. Mehrmals kündigte das EKS seit letztem Herbst die unmittelbar bevorstehende Wiederinbetriebnahme der Windmühle an. Aus irgendwelchen Gründen – EKS-Sprecherin Juliane Huber beharrt auf dem Geschäftsgeheimnis – wagte es bislang aber niemand, die Bremsen zu lösen. Von einer Testphase ist die Rede, die gut und gerne noch ein halbes Jahr in Anspruch nehmen könne.

### Grober Rechenfehler

Die technischen Probleme – Tüftler Hans Wepfer spricht von Kinderkrankheiten – sind das eine. Viel gravierender ist ein grober Rechenfehler, den kein Techniker der Welt beheben kann: Wenn Hans denn eines Tages funktioniert, wird er zwanzigmal weniger Strom liefern als versprochen. Konkret: Statt hundert wird Hans bestenfalls fünf Haushaltungen versorgen. Wie die *Schaffhauser Nachrichten* enthüllten, zeigt dies ein Gutachten, welches das EKS selber erstellen liess, aber streng unter Verschluss hält. Andrea Paoli, Leiter der Schaffhauser Energiefachstelle, bestätigte die vernichtenden Neuberechnungen.

EKS-Sprecherin Juliane Huber eiert um das heikle Thema herum, zu dem sie am liebsten gar nichts sagen möchte («Der Zeitpunkt ist ungeeignet»). Dass man sich wohl überschätzt habe, mag sie zwar nicht mehr bestreiten, führt dies aber auf den «nicht ganz optimalen Standort» zurück. Doch der verkehrsgünstig gelegene Standort habe auch Vorteile, etwa die «gute Demonstrationsmöglichkeit dieser Anlage», welche das EKS zusammen mit Wepfer nach wie vor zum Weltbestseller machen will.

Die *Weltwoche* hat das Potenzial von Windrad Hans von mehreren Ingenieuren berechnen lassen. Und sie kommen alle zum gleichen Schluss: Tüftler Wepfer hat sich um den Faktor zwanzig verrechnet. Das sogenannte Betzsche Gesetz, das seit 1919 bekannt ist, erlaubt es, den bestmöglichen Wirkungsgrad eines Windrades recht präzise zu berechnen. Doch der Landmaschinenmechaniker aus Andelfingen glaubt, die betzschen Formeln überwinden zu können. Wie er im Gespräch mit der *Weltwoche* orakelte, werde die Welt noch staunen. Neue Messungen im Windkanal der Fachhochschule ZHAW in Winterthur und bei der ETH hätten sensationelle Resultate gebracht. Leider könne er dies noch nicht öffentlich machen, denn die Konkurrenz schlafe nicht.

Das muss man verstehen. Doch bis zu deren endgültigen Widerlegung halten wir uns an die göltigen Naturgesetze. Und die besagen: Die Energie steigt (oder sinkt) mit der Windgeschwindigkeit in der dritten Potenz. Halbiert sich etwa die Geschwindigkeit, sinkt die Energie um das Achtfache. In Beringen herrscht eine Windgeschwindigkeit von durchschnittlich drei Metern pro Sekunde (10 km/h). Anders als

konventionelle Windmühlen dreht sich Hans zwar schon bei diesem Lüftchen. Aber er produziert praktisch keine Energie. «Aus Schwachwind Strom zu erzeugen, ist etwa so, als würde man Solarpaneele in ein Schattenloch stellen», sagt einer der konsultierten Ingenieure, «ganz einfach Schwachsinn.» Wollte man mit Wunderrad Hans die erhofften 400 MWh erzeugen, was dem Verbrauch von 100 Haushaltungen entspricht, müsste über Beringen im Schnitt ein Wind von 54 km/h dahinfegen. Zur Erinnerung: Hans hielt nicht einmal 44 km/h stand. Tatsächlich wird Hans kaum mehr als 16 MWh pro Jahr liefern. Um das erwähnte AKW Gösigen zu ersetzen, müsste man eine halbe Million Schwachwindmühlen in die Landschaft stellen.

### Effizienz wird bestraft

Markus Geissmann, der Windfachmann vom Bundesamt für Energie (BfE) in Bern, teilt diese Kritik. «Man kann durchaus bezweifeln, dass ein Schwachwindrad eine positive Ökobilanz ausweist», erklärt der Experte. Im Klartext: Womöglich steckt man mehr Energie in den Bau und den Unterhalt von Hans, als er je erzeugen wird. Berechnet habe man das aber nie. Warum subventioniert der Bund die Schwachwindmühle dann mit sagenhaften 21,5 Rappen pro kWh aus dem KEV-Fonds? Geissmann wiegelt ab: Die Ausschüttung der Fördergelder sei an keinerlei Effizienzkriteri-

en gebunden. Das sei Sache der Gemeinden, welche die Baubewilligung erteilen. Erweitert sich eine Windmühle als effizient, kürzt der Bund die Subventionen auf 15 Rappen.

Das Beispiel Hans illustriert das Elend der KEV-Subventionen in seiner ganzen Perversität: Gefördert wird nur, was garantiert nicht rentiert, Effizienz wird bestraft, Nachfrage und Ökobilanz spielen keine Rolle. Bei den Gesprächen mit Geissmann, Wepfer und EKS-Sprecherin Juliane Huber wird auch deutlich: Die Produktion von Strom ist höchstens eine Nebensache. Der entscheidende Vorteil des Schwachwindgenerators ist gemäss den Exper-

### Schulklassen gehören zur wichtigsten Klientel von Schwachwind-Hans.

ten, dass er sich dreht, wenn andere Mühlen stillstehen – und damit die Illusion vermittelt, dass die vielbeschworene Energiewende machbar sei. Schulklassen gehören zur wichtigsten Klientel. So hat das EKS bereits ein Propagandavideo\* ins Netz gestellt, auf dem Schaffhauser Primarschüler den Erwachsenen die Vorzüge von Schwachwind-Hans erklären.

Dass ausgerechnet die bürgerlich geprägten Schaffhauser die sagenhafte Energiewende so kritiklos zelebrieren und finanzieren, mag

erstaunen – allerdings nur auf den ersten Blick. Getrieben von der Angst, Wähler zu verlieren, haben sich bürgerliche Politiker die rot-grüne Vision nach deutschem Vorbild einverleibt. Die prallgefüllten Subventionstöpfe locken Bauern und Gewerbler, aber auch Bauhöfen und Industrielle an Bord.

Fehlinvestitionen in vermeintlich ökologische Projekte gibt es im ganzen Land. Vielleicht liegt es auch ganz einfach daran, dass am Rheinfluss einfach offener über die Reinfälle debattiert wird. Während das Regionaljournal des staatsnahen SRF das Experiment Hans («Weltneuheit», «Hightech», «Pionierleistung») wohlwollend begleitete, liessen namentlich die *Schaffhauser Nachrichten* immer wieder Kritiker zu Wort kommen. Selbst die linke *Schaffhauser AZ* kommentierte «Das Schweigen des EKS» mit einem bissigen Artikel, der die Schwächen von Hans gnadenlos ausbeinelt. Im März 2015 erteilte der Schaffhauser Souverän der geplanten Erhöhung von Zwangsgebühren für Ökostrom eine klare Abfuhr. Gut möglich, dass Schaffhausen nach all den bitteren Erfahrungen dereinst auch eine Pionierrolle beim Ausstieg aus der wahnwitzigen Energiewende spielen wird.

\* [www.youtube.com/watch?v=pwepMJNvLiE](http://www.youtube.com/watch?v=pwepMJNvLiE)



Es gibt nicht die Belegschaft.  
Es gibt nicht das KMU.

Jedes Unternehmen ist einzigartig. Deshalb bieten wir Ihnen passgenaue Versicherungslösungen, die Sie vor den finanziellen Folgen krankheits- oder unfallbedingter Abwesenheiten schützen.

Lassen Sie sich von uns beraten per Telefon 058 277 18 00 oder auf [www.css.ch/unternehmen](http://www.css.ch/unternehmen). **Ganz persönlich.**



# In einer falschen Familie

Die grossartige Fernsehserie «The Americans» handelt von sowjetischen Spionen, die sich als biedere US-Bürger ausgaben. Nicht einmal deren Kinder wussten über ihre wahre Identität Bescheid. Die Geschichte ist real: Erstmals reden Betroffene dieses Spionageprogramms. Von Rico Bandle

Sie hat schon seit einiger Zeit gespürt, dass mit ihrer Familie etwas nicht stimmt. Irgendwann platzt es der pubertierenden Fünfzehnjährigen heraus: «Seid ihr Drogendealer? Habt ihr jemanden umgebracht? Sind wir Ausserirdische? Was ist los?» Die Eltern, auf diese Situation vorbereitet, erzählen in ruhigem Ton, was sie bisher verheimlicht haben: Ihr ganzes Leben als US-Familie sei bloss vorgetäuscht, in Wahrheit seien sie sowjetische Spione, die eine falsche Identität angenommen hätten. Deshalb seien sie abends so oft weg, deshalb hätten sie keine Verwandten hier, deshalb sei ihr einiges seltsam vorgekommen. «Wir sind hier, um unserem Volk zu helfen», sagt die Mutter dem verdatterten Kind.

Paige, so heisst die Tochter, muss nun mit der Tatsache umgehen lernen, dass ihr ganzes bisheriges Leben auf einer Lüge beruhte, dass die Eltern eine Doppelexistenz führten, von der niemand wusste – nicht die Nachbarn, nicht die Freunde, nicht einmal sie und ihr kleiner Bruder.

## Ausschaffung nach Russland

So unglaublich diese Episode aus der grandiosen US-Fernsehserie «The Americans» tönt, sie ist durchaus realistisch. 2010 flog in den USA ein russischer Spionagering auf, dem auch drei Familien angehörten, die unter falscher Identität und mit ihren unwissenden Kindern wie normale US-Bürger lebten. Zwei Brüder, die von ihrer wahren Herkunft nichts ahnten, bis das FBI ihr Haus stürmte, haben nun erstmals von ihrem Schicksal erzählt. «Der Tag, an dem wir erfuhren, dass unsere Eltern russische Spione waren», heisst der umfassende Report der britischen Zeitung *The Guardian*, die in den letzten Wochen international für Furore sorgte.

Dass die Brüder Alex und Tim mit ihrer Geschichte gerade jetzt an die Öffentlichkeit treten, ist kein Zufall: Sie kämpfen vor einem Gericht in Kanada dafür, die kanadische Staatsbürgerschaft zurückzuerhalten, die ihnen nach ihrer Ausschaffung nach Russland entzogen worden ist. Die beiden fanden sich plötzlich in einem Land wieder, das ihre Heimat sein sollte, zu dem sie aber keinerlei Beziehung hatten und dessen Sprache sie nicht verstanden.

Ihre Eltern, Andrei Besrukow und Jelena Wawilowa, waren in den achtziger Jahren nach Kanada gezogen, wo sie die Identität von Donald Heathfield und Tracey Foly annahmen – von zwei Kanadiern, die in Wirklichkeit Jahre zuvor als Kinder gestorben waren. Kanada

diente den Russen als Trainingscamp, um sich an den amerikanischen Lebensstil zu gewöhnen, dort bekam das Agentenpaar die zwei Kinder Alex und Tim, erst später siedelte die Familie in die USA über.

Die Familie lebte unauffällig in einem Vorort von Boston, die Buben waren immer stolz

auf ihre kanadische Staatsbürgerschaft; Russland sei zu Hause nie ein Thema gewesen. Die Eltern hatten gutbürgerliche Berufe, der Vater arbeitete in einem Beratungsunternehmen, die Mutter nach der Zeit als Hausfrau bei einer Immobilienfirma. Die beiden Buben beteuern, sie hätten nichts bemerkt vom Täuschungs-



Auswüchse des Kalten Kriegs: Keri Russell und Matthew Rhys alias Ehepaar Jennings in «The Americans».

manöver der Eltern, schon gar nichts von deren Tätigkeit für den sowjetischen Geheimdienst KGB und dessen russische Nachfolgeorganisation SVR.

Als 2010 der Spionagering aufflog, richtete sich die Aufmerksamkeit der internationalen Medien in erster Linie auf die bildhübsche Agentin Anna Chapman («Agentin 90-60-90»), die allerdings unter ihrer richtigen Identität agierte. Die «Illegalen», wie die russischen Spione mit gestohlener Identität genannt werden, wurden fast ausschliesslich in den USA thematisiert. Journalisten suchten Nachbarn auf, die zu Protokoll gaben, sie könnten nicht glauben, dass diese netten und zuvorkommenden Familien feindliche Spione gewesen seien. Vor allem

inspirierte die Geschichte der «Illegalen» den Autor Joseph Weisberg zur Serie «The Americans», die von namhaften Kritikern zu Recht als beste Fernsehserie der letzten Jahre beurteilt wird. Weisberg, der in den neunziger Jahren selber als CIA-Agent gearbeitet hatte, fühlte sich den «Illegalen» aufgrund ihrer Geschichte verbunden. «Auch ich musste alle meine Freunde und viele Familienmitglieder über meine Tätigkeit beim CIA belügen», sagte er einmal in einem Interview.

Die Serie spielt in den achtziger Jahren, das Ehepaar Elizabeth und Philip Jennings lebt mit den zwei Kindern in einem biederem Einfamilienhausquartier in Virginia. Die Eltern arbeiten zur Tarnung in einem Reisebüro und

sprechen akzentfrei amerikanisches Englisch. Der Clou der Geschichte: In einer der ersten Folgen erhält die Familie neue Nachbarn. Wie es sich gehört, gehen die Jennings mit einem Kuchen vorbei, stellen sich vor. Als es um den Beruf geht, sagt der Zugezogene: Er arbeite beim FBI, Spionageabwehr.

Jäger und Gejagte leben also direkt nebeneinander, die Kinder gehen in beiden Häusern ein und aus, die Väter trinken öfter ein Bier zusammen. Der eine von ihnen weiss über den anderen Bescheid, umgekehrt natürlich nicht, die Gefahr für die Russen, aufzufliegen, ist jedoch latent vorhanden.

### Verkleidungen und Perücken

«The Americans» ist mehr als nur ein raffinierter Agententhriller. Sämtliche Auswüchse des Kalten Kriegs werden thematisiert, die antikommunistischen Kampfreden Ronald Reagans, die Stellvertreterkriege in Afghanistan, Nicaragua oder Südafrika, die Industrie- und Rüstungsspionage, die Raketenabwehr im Weltall und vieles mehr. Die Jennings müssen Wissenschaftler entführen, geheime Dokumente klauen, Wanzen platzieren, Leute auf ihre Seite ziehen und so fort. Um nicht erkannt zu werden, verfügen sie über einen wunderbaren Fundus an Verkleidungen und Perücken – trotzdem muss jeder zufällige Zeuge eliminiert werden, was mit präzisen kleinen Handgriffen hie und da umgesetzt wird. Auch sonst sind die beiden nicht zimperlich, wenn es darum geht, Aufträge der «Zentrale» auszuführen. Dem Autorenteam um Joseph Weisberg und Joel Fields gelingt es nicht nur, die Spannung über Dutzende von Folgen auf atemberaubendem Niveau aufrechtzuerhalten, sondern auch, die unglaublichsten Missionen glaubwürdig erscheinen zu lassen. So startet Philip Jennings, natürlich perfekt verkleidet, eine Beziehung mit der Sekretärin der FBI-Spionageabwehr. Als sie zu zweifeln beginnt, heiratet er sie gar. Die bemitleidenswerte Frau macht für die Liebe alles mit, platziert eine Wanze im Büro des Spionageabwehrchefs – als sie auffliegt, speditiert sie der KGB via Kuba in die Sowjetunion.

Nicht fehlen darf natürlich auch eine hübsche russische Doppelagentin – womöglich eine Reminiszenz an Anna Chapman –, die sowohl dem FBI-Agenten als auch dem russischen Botschaftspersonal den Kopf verdreht und am Schluss im sibirischen Straflager endet.

Parallel dazu ist das Paar mit ganz normalen Erziehungs- und Beziehungsproblemen konfrontiert, vor allem mit der rebellischen Tochter, die sich zum Ärger der Eltern einer Kirchengemeinschaft anschliesst, sich taufen lässt und ein für die Familie gefährliches Vertrauensverhältnis zum Pastor aufbaut.

Die Aufträge, die das Agentenpaar zu erledigen hat, sind alle der Realität entnommen: Technologiespionage für Tarnkappenbomber,





Von den Eltern jahrelang angelogen: Alex und Tim Foley mit Betreuerin.



Hübsche Doppelagentin: Anna Chapman.

Diebstahl von Krankheitserregern für Bio-Waffen, Vereinnahmung von Guerilleros für Stellvertreterkriege. Glaubt man den Berichten von US-Medien, lagen solch gefährliche Einsätze in Wirklichkeit aber kaum im Aufgabenbereich der «Illegalen». Man habe sie nicht solchen Risiken aussetzen wollen, dafür sei der Aufwand, sie zu installieren, zu hoch gewesen. Hauptsächlich dienten die «Illegalen» als Schläfer, die erst im Kriegsfall ernsthaft zum Einsatz gekommen wären. Sonst mussten sie Kontakte herstellen, Beziehungen zu wichtigen Personen aufbauen, manchmal auch Botengänge durchführen. Viel Schaden haben die 2010 gefassten Spione wohl kaum angerichtet: Sie wurden wenige Wochen nach der Verhaftung im Rahmen eines Gefangenenaustauschs nach Moskau ausgeliefert, wo sie dann vom damaligen russischen Präsidenten Dmitri Medwedew als Helden empfangen wurden.

### FBI-Grosseinsatz gegen die Eltern

Das Leben unter falscher Identität ist in der Serie aber durchaus realistisch dargestellt. Alex und Tim erzählen im *Guardian*, ihre Eltern hätten zu Hause nie Russisch geredet, auch nie russisches Essen gekocht. Sie seien zwar in eine zweisprachige Schule geschickt worden, allerdings in eine englisch-französische. Alex war sechzehn Jahre alt, als das FBI das Haus stürmte, Tim zwanzig Jahre. Erst glaubten die beiden, es handle sich bei dem Einsatz um einen Irrtum. Worum es bei dem Grosseinsatz wirklich ging, realisierten sie erst später. Die Brüder wurden nach Moskau überstellt, sie erhielten einen russischen Pass – ihre neuen Namen, Timofei und Alexander Wawilow, konnten sie kaum aussprechen. Wie es sich anfühlt, zu erfahren, von den Eltern jahrelang angelogen

worden zu sein, darüber schweigen sich die beiden aus. Jedenfalls hätten sie heute wieder guten Kontakt zu den Eltern. «Natürlich machten wir schwierige Zeiten durch», sagt Tim, «aber es ist sinnlos, wütend zu sein.»

In der Serie wird Tochter Paige behutsam, über Wochen hinweg an die Wahrheit herangeführt. Dieser Prozess ist mit grossen Risiken verbunden, es kommt auch zu gefährlichen Zwischenfällen. Ziel der KGB-Zentrale ist es, mit Paige eine «Illegale» der zweiten Generation heranzuziehen, was bei den Eltern, die



Wie sagen wir's unserer Tochter?: Paige Jennings.

ihrer Tochter ein weniger gefährliches Leben wünschen, auf wenig Verständnis stösst.

Auch die Idee der Zweitgeneration-«Illegalen» ist nicht an den Haaren herbeigezogen. 2012 berichtete das *Wall Street Journal*, Tim, der ältere der Brüder, sei von seinen Eltern vor der Enttarnung auf diese Aufgabe vorbereitet worden, er sei längst über die falsche Identität im Bild gewesen. Die Sache klingt nicht ganz abwegig: «Illegale» der zweiten Generation wären noch viel schwerer zu enttarnen als Spione der ersten Generation. Die Zeitung berief sich auf Quellen des FBI, welches das Haus der Spione

lange vor der Stürmung verwandt hatte. Gegenüber dem *Guardian* widerspricht Tim vehement. «Weshalb sollte ein Kind, das immer geglaubt hat, Kanadier zu sein, das Risiko auf sich nehmen, den Rest des Lebens im Gefängnis zu verbringen, für ein Land, das es noch nie gesehen hat und zu dem es keinerlei Bindung hat?»

Tim und Alex kämpfen nun vor einem kanadischen Gericht um ihre Staatsbürgerschaft. In Kanada gilt das Geburtsortsprinzip: Jeder, der im Land geboren ist, erhält den kanadischen Pass. Ausgenommen sind Angehörige diplomatischer Vertretungen. Dass sie nun in den Medien ihre Geschichte ausbreiten, ist wohlkalkuliert: Ob die beiden den Prozess gewinnen, hängt zu einem Grossteil davon ab, ob sie glaubhaft darlegen können, tatsächlich nichts gewusst zu haben von der ganzen Sache. Sie jedenfalls beteuern, sich voll und ganz als Kanadier zu fühlen.

In der Fernsehserie ist eben die vierte Staffel abgeschlossen worden. Tochter Paige hat gesehen, wie ihre Mutter kurzerhand einem Gangster die Kehle durchgeschnitten hat. Jetzt weiss das schockierte Kind über das Handwerk Bescheid, das ihre Mutter scheinbar mühelos beherrscht. Wird das Mädchen das verkraften? Was ist mit dem jüngeren Bruder?

Lange galt die Fortsetzung als unsicher, kürzlich aber hat der US-Fernsehsender FX grünes Licht gegeben für Staffel fünf und sechs. Die Spionenfamilie wird also noch eine ganze Weile weiterleben. Die weltweite «Americans»-Fan-Gemeinschaft atmet auf.

**The Americans:** Fernsehserie von Joseph Weisberg. Mit Keri Russell, Matthew Rhys. Die ersten zwei Staffeln sind auf Netflix sowie auf DVD erhältlich. Staffeln drei und vier sind erst auf Video-on-Demand-Plattformen wie hollywood.ch oder Exlibris.ch verfügbar.

# Königliches Schandmaul

Im Mittelpunkt steht immer seine Frau. Aber Prinz Philip, der Ehemann der Queen, hat seine eigene Fan-Gemeinde als respektloser Stänkerer gegen jedwede politische Korrektheit.

Von Wolfgang Koydl

Das Teil wiegt gut und gern zwei Kilogramm, und unter dem dichten schwarzen Pelz kann es schnell unangenehm heiss werden. Unangenehm und gesundheitsgefährdend heiss. Auch in diesem Jahr kippte wieder ein Grenadier der königlichen Garde, der zu den Geburtstagsfeierlichkeiten für Königin Elisabeth II. abkommandiert worden war, in der schwülen Hitze unter seiner Bärenfellmütze um.

Man würde nur zu gerne wissen, welche bisigen Bemerkungen dem Gatten Ihrer Majestät zu diesem Vorfall entschlüpfen. Schliesslich ist Prinz Philip berüchtigt für sein Lästermaul, das niemandem einen Hauch von Respekt zollt. Ausserdem hat er auch dieses Jahr wieder selbst die unförmige Kopfbedeckung getragen – mit einer selbstverständlichen Eleganz, als ob es lediglich ein Bowler-Hut wäre. Kerzengerade und stocksteif wie ein Fahnenmast nahm er in seiner Prachtuniform neben der Queen die Parade ab – mit 95 Jahren und damit in einem Alter, in dem andere froh sind, wenn sie nur eine Gehhilfe und keinen Rollstuhl benötigen.

Philip ist topfit, körperlich und vor allem auch geistig – was all jene bestätigen können, die Opfer seiner Sottisen geworden sind. *Gaffes* nennt die britische Presse diese vermeintlichen Fehltritte: soziale Fehlleistungen. Das trifft es nicht wirklich, denn der Prinz tappt nicht versehentlich in irgendwelche Fettnäpfchen, aus denen er sich schamrot wieder befreien müsste. Er weiss genau, was er sagt. Und was er sagt, ist ihm auch nicht peinlich. Höchstens einigen Zuhörern, die ihn denn auch prompt unsensibel, taktlos oder schlicht unhöflich nennen.

Für sie ist der Herzog von Edinburg – sein offizieller Titel – gleichsam der Lord Voldemort des politisch inkorrekten. Für andere hingegen macht das freche Mundwerk aus Philip den letzten Lordsiegelbewahrer der freien Rede und der ungeschützten Meinungsäusserung – in bester Tradition britischer spitzer Zungen, von Samuel Johnson bis Winston Churchill.

Philip mag politisch inkorrekt sein, doch er pflegt absolute Chancengleichheit. Diskriminierung gibt es bei ihm nicht: Er beleidigt alle gleich gern – schwarze Eingeborene und weisse Briten, Sportler und Behinderte, Alte und Junge, Frauen ebenso wie Männer. Nicht einmal die eigene Familie verschont er: «Wenn es nicht furzt und Heu frisst, interessiert es sie nicht», urteilte er über seine pferdenärrische Tochter Anne. Seinem Ältesten Charles sprach er jede Befähigung zum König ab, seine Frau treibt er schon mal öffentlich zur Eile an: «Bla, bla, bla

– jetzt beweg dich endlich», blaffte er die Queen einmal bei einem Staatsbesuch an. Daheim nennt er sie zärtlich *sausage* – Würstchen.

Man wäre gerne mal Mäuschen daheim bei den Windsors, wenn Liz und Philip vorm Fernseher sitzen und über die Welt da draussen vor den Palastmauern herziehen. Dass die Queen dezidierte und scharf formulierte Meinungen hat, ahnt man. Öffentlich darf sie diese nicht kundtun. Amt und Verfassung verpflichten sie zu einer so absoluten Neutralität, dass sogar die Schweiz von ihr lernen könnte. Für den Ausgleich zur faden Inhaltslosigkeit sorgt ihr Mann mit einer Respektlosigkeit, die umso erfrischender ist, als die Gesellschaft die Trennlinie zwischen Sagbarem und Unsäglichem immer schärfer zieht. Philip, ein Fossil aus grauer Vorzeit? Eher das Echo einer freieren Ära.

«Never complain, never explain» lautet das Familienmotto der Windsors: Beklag dich nicht, erklär dich nicht. Philip verachtet daher Selbstmitleid und Opfersentimentalität, was sich in Begegnungen mit Behinderten niederschlägt. «Warum haben Sie einen Stock, wenn Sie im Rollstuhl sitzen», fragte er einen Invaliden. «Wissen Sie, dass es jetzt auch Hunde für Magersüchtige gibt, die das Essen übernehmen», teilte er einem verdutzten Blinden mit Blindenhund mit. «Wie viel können Sie denn noch sehen?», erkundigte sich die Queen bei einem Mann, dessen Augenlicht durch eine

IRA-Bombe beschädigt worden war. «Offensichtlich nicht viel», warf Philip ein, «wenn man sich seine grässliche Krawatte ansieht.»

## Dadaistischer Spass am Spott

Auch Spitzenpolitiker sind nicht immun. «Guten Tag, Herr Reichskanzler», begrüßte er Helmut Kohl. «Stecken Sie sich Ihren Wein sonstwohin», beschied er dem italienischen Ministerpräsidenten Giuliano Amato bei einem Staatsbankett in Rom. «Ich will ein Bier.» Die Nachricht, dass sich US-Präsident Obama mit den Führern Grossbritanniens, Chinas und Russlands zum Frühstück getroffen hatte, kommentierte er trocken: «Kann mir jemand den Unterschied zwischen ihnen erklären?»

Manchmal treibt ihn der pure dadaistische Spass am Spott, so, als er die Schauspielerin Cate Blanchett bat, seinen DVD-Spieler zu reparieren, da sie doch «in der Filmindustrie» arbeite. Manchmal hingegen sprechen Weisheit und Lebensklugheit aus den Bonmots: «Wenn ein Mann einer Frau die Autotür öffnet, dann ist entweder die Frau neu oder das Auto.» Und immer beträufelt er auch die eigene Person mit ätzender Selbstironie, etwa als ihm ein Bürger gestand, dass seine Frau als promovierte Philosophin viel wichtiger sei als er. «Ja, das kenne ich», seufzte Philip. «Dieses Problem haben wir in unserer Familie auch.» Ohne ihn wäre Britannien sehr viel ärmer. ○



«Bla, bla, bla – jetzt beweg dich endlich»: Königin Elisabeth II., Prinz Philip.



«Historischer Moment»: Favoritin für das Bürgermeisteramt von Rom, Virginia Raggi.

## «Ein bisschen kindisch»

Mit jugendlichem Elan, selbstbewussten Frauen und gestrecktem Mittelfinger greift in Italien eine Protestbewegung nach der Macht. Was ist los beim südlichen Nachbar? Sergio Romano, ehemaliger Spitzendiplomat und heutiger Seelsorger der Nation, antwortet. *Von Urs Gehriger*

Wundersames ereignet sich in Italien. Erstmals in der bald 3000-jährigen Geschichte Roms steht eine Frau davor, die Ewige Stadt zu regieren. Die strahlende Virginia Raggi, 37, Juristin, Mutter eines kleinen Sohnes und Lenkerin eines grossen Motorrades, hat die erste Runde der Bürgermeisterwahlen für sich entschieden. Nächsten Sonntag fallen bei der Stichwahl in Rom und Hunderten Städten und Dörfern die Würfel. Die Zeichen stehen Protestvotum. Premier Matteo Renzi und sein sozialdemokratischer Partito Democra-

tico (PD) sind angezählt. Gewinner der Stunde sind die «Sternenkinder» vom Movimento 5 Stelle, eine bizarre Protestbewegung, gegründet von Komiker Beppe Grillo.

Niemand ist besser geeignet, die jüngsten Umwälzungen in Italien einzuordnen, als Sergio Romano, 86. Der Historiker, Diplomat und Schriftsteller ist eine Art Seelsorger der Nation. Im *Corriere della Sera* beantwortet er jeden Tag eine Leserfrage. In seiner Mailänder Wohnung, zwischen schweren Vorhängen, antiqueschen Bücherwänden und Bergen von Zeitungen,

lässt sich Romano in seinen Plüschfauteuil fallen und atmet einmal tief durch.

«Der Wind dreht, meine Damen und Herren», sagt Virginia Raggi. Sergio Romano, wohin dreht er denn, der Wind?

Ich glaube nicht, dass Frau Raggi selbst es weiss. Aber ohne Zweifel hat sie mit Charme und Elan eine bemerkenswerte Protestbewegung in Gang gesetzt.

Die Bewegung ist heute die zweitstärkste Kraft im Land hinter dem Partito Demo-





das aufführte, was er vorher im Theater gemacht hatte. Nachdem er seine Wirkung beim Volk erkannt hatte, begann er politische Ambitionen zu hegen. Er hatte einen Berater, Gianroberto Casaleggio, einen interessanten Mann, der jüngst gestorben ist.

**Casaleggio war eine Art Guru der Bewegung. Wie viel vom Erfolg der Bewegung geht auf seine Rechnung?**

Er war ein Mann, der in die Informatik verliebt war. Er war überzeugt, dass man eine neue demokratische Gesellschaft aufbauen kann auf der Basis des Internets. Sein Plan sah vor, die italienische Gesellschaft in eine permanente elektronische Agora zu verwandeln. Schliesslich gab es nun eine technische Möglichkeit, jeden Tag, sogar jede Stunde den Bürgern Fragen zu stellen über ihre Präferenzen und Ängste. Grillo und Casaleggio sprachen, sie würden sich an die Antworten der Menschen halten.

**Welche Ziele verfolgte Casaleggio?**

Er sagte nie etwas Politisches. Nicht ein einziges Mal erklärte er, was die Fünf-Sterne-Bewegung tun würde, sollte sie eines Tages an die Macht kommen.

**Casaleggio war besessen von Science-Fiction und Dschingis Khan. Er glaubte an Aliens und daran, dass 2054 der ganze Planet von einer Internetregierung mit dem Namen «Gaia» geführt werden würde. Parteien, Religionen und Ideologien würden nicht mehr existieren, sagte er, und: «Der Mensch wird zu Gott». Ehrlich gesagt, bin ich etwas verwirrt**

Sie sollten verwirrt sein! All das ist ein bisschen kindisch.

**Aber Sie trauen den Leuten dieser Bewegung zu, dass ...**

... nein, ich traue ihnen gar nicht. Ich sage einzig, dass wie jede andere Bewegung, die in einem Moment der politischen Erweckung –

cratico (PD) von Premier Matteo Renzi. Nächsten Sonntag könnte sie einige Städte erobern, auch Turin. In Rom sagte Raggi: «Wir erleben einen historischen Moment. Es ist erst das erste Kapitel.» Welche Geschichte wird hier geschrieben?

Zum jetzigen Zeitpunkt ist es sehr schwer zu sagen, wohin die Bewegung zieht. Das Gute ist, die Fünf-Sterne-Leute sind keine schlechten Leute. Einige werden bald wieder aus der Politik verschwinden, andere werden lernen und im Geschäft bleiben.

«Keine schlechten Leute», sagen Sie. Schauen wir den Namen an: Das grosse V in «MoVimento 5 Stelle» steht für «Vaffa!» (f... dich!). Das klingt nicht sehr konstruktiv.

Man darf die Anfänge der Bewegung nicht vergessen. Alles hatte begonnen mit öffentlichen Versammlungen des Komödianten Beppe Grillo, der auf der politischen Bühne



«Die Schweiz ist eine Tragödie»: Sergio Romano.

oder der Narrheit – an die Spitze gespült wird, auch die Fünf-Sterne-Bewegung ein paar Talente hervorbringen wird.

**Für Premier Matteo Renzi sind die «Grillini» zur existenziellen Gefahr geworden. Nach der ersten Wahlrunde steht er da als König fast ohne Kleider. Wie stark ist seine Position beschädigt?**

Derzeit ist Renzis Demokratische Partei noch die stärkste Kraft im Land. Klar, kann er sagen, dass dies lokale Wahlen seien und die Zentralregierung dafür nicht haftbar gemacht werden könne. Aber zweifelsohne hat der Misserfolg der ersten Wahlrunde Renzis Möglichkeiten arg lädiert.

**Herr Romano, Sie sind so etwas wie der Seelensorger der Nation. Im Corriere della Sera beantworten Sie jeden Tag eine Leserfrage. Welches sind derzeit die grössten Sorgen der Italiener?**

Es gibt eine Stimmung in Europa und folglich auch in Italien, die nicht notwendigerweise rational ist. Der Trend geht in Richtung Mangel an Respekt für die politische Klasse und das Establishment. Es gibt heute kein Land in Europa, das keine Protestpartei hat. Aber lassen Sie mich eines sagen, das sehr erstaunlich klingen mag: Das einzige Land der EU, in dem die Protestpartei nicht nach Faschismus riecht, ist Italien.

Einst versammelten sich die Italiener, die ihr Parlament als korrupt und impotent verschrien, und lauschten Mussolinis Zetern und Toben. Sie brüllten «Du-cel Du-cel!». Wenn heute Grillo auf die Bühne tritt, skandieren die Massen «Bep-pe! Bep-pe!». Liege ich total falsch, wenn mich Letztere irgendwie an Erstere erinnern?

Grillo ist ein Schauspieler. Einen Schauspieler kann man frenetisch bejubeln. Die Amerikaner machen das mit Schauspielern dauernd. Grillo weiss um seine Grenzen. Er hat keine politischen Ambitionen. Er weiss: Wenn er versucht, ein Politiker zu werden, wird er schnell das Kapital der Bewunderung zerstören. Die einzige Sache, um die wir uns nicht sorgen müssen, ist, dass Grillo ein Duce wird.

**Seit der dritten Wahl Berlusconi 2008 gibt es in Italien keinen vom Volk gewählten Premier mehr. Monti und Renzi wurden beide vom Staatspräsidenten bestimmt. Stört das eigentlich niemand in Italien?**

Unter den Tausenden von Mails, die ich wöchentlich erhalte, befinden sich viele Äusserungen besorgter Bürger. Dass Renzi keine demokratische Legitimation hat, ist eines der Ärgernisse, die die Leute vorbringen.

Renzis Leistungsausweis ist dünn. Letztes Jahr wuchs die Wirtschaft um 0,8 Prozent. Das Bruttoinlandprodukt ist weit unter dem Höchstwert von 2008. Die Arbeitslosigkeit liegt seit Jahren bei über 10 Prozent. Wie lange hat das Volk noch Geduld mit Renzi? >>>

Renzis Wirtschaftperformance war nicht ganz ohne Verdienste. Die Jobs Act, die Schwung in den schwerfälligen Arbeitsmarkt bringen soll, beispielsweise durch Lockerung des Kündigungsschutzes, war ein wichtiger Schritt. Die grösste Gefahr erwächst Renzi aus der eigenen Partei. Der PD ist das Resultat einer Fusion aus dem Rest der Kommunistischen Partei und dem linken Flügel der Christdemokraten. Doch diese Fusion zerfällt bereits wieder. Renzi Leute verweigern ihm die Unterstützung. Die Altkommunisten mögen die Jobs Act und alles Sozialdemokratische in seinem Programm nicht. Den Christdemokraten gefällt nicht, was er mit den Zivilrechten vorhat, der Ehe zwischen Homosexuellen und anderen Dingen, mit denen sie aus religiösen Gründen immer Mühe bekunden. Hier steht also ein Premierminister, der nicht vom Volk gewählt worden ist und dessen Partei ihn im Stich lässt. Die Oppositionsparteien wetzen die Messer. Sie beurteilen Renzi nicht nach seinen Verdiensten, sie hoffen einzig, dass sie seinen Platz übernehmen können. Es wird eng für Renzi.

**Zumal er angekündigt hat, dass er zurücktreten werde, wenn das Referendum über die konstitutionelle Reform im Oktober verworfen wird. Hat er zu hoch gepokert?**

Die konstitutionellen Reformen sind sehr wichtig für einen reibungsloseren Ablauf des Politbetriebs. Seit Jahren beißen sich Regierungen an der Reform die Zähne aus. Leute, die Renzi loswerden wollen, werden beim Referendum jedoch nicht über die Sache abstimmen. Sie werden nur an Renzi denken und versuchen, ihn abzuschliessen.

**Ein Ort, wo Italien funktioniert wie geschmiert, ist Mailand. Die Stadt boomt. Mode, Design, Architektur, Kultur. Die New York Times schrieb neulich, Mailand – nicht Rom – sei die echte Hauptstadt Italiens. Was machen die Mailänder besser als die Römer?**

Rom ist schwer zu managen, weil es in der Stadt zu viele Meister hat. Da ist der Staat, gleich danach folgt die katholische Kirche. Die regiert doch hinter den Mauern des Vatikans.

Sie ist überall. In Rom ist es sehr schwierig, Staat und Kirche zu trennen.

**Wie spielt die Kirche ihren Einfluss aus?**

Die katholische Volkspartei der Mitte existiert seit bald 25 Jahren nicht mehr. Nachdem die Mailänder Staatsanwaltschaft 1992 in ihren Ermittlungen unter dem Titel «Mani pulite» (Saubere Hände) zahlreichen hohen Amtsträgern der DC Verstrickungen in Korruptionsfälle nachgewiesen hatte, ist die Partei zerfallen. Aber die Leute, die ehemaligen Mitglieder mit ihrem christlich-demokratischen Gedankengut, existieren



«Das Kapital der Bewunderung»: Guru Casaleggio (l.), Komiker Grillo.

sehr wohl noch. Sie hören genau, was die Kirche sagt, bevor sie ihre Stimme abgeben.

**Die Stadt ist von Korruption und organisiertem Verbrechen durchdrungen. Nach Aufdeckung des jüngsten grossen Skandals, «Mafia Capitale», trat der alte Bürgermeister zurück. Wie kann man die Stadt retten?**

Es gab viele Skandale in Rom. Dazu möchte ich aber sogleich anmerken: Ich bin ein bisschen skeptisch gegenüber diesem Korruptionsbusiness. «Korrupt» ist eine Art Trendcode geworden. Und wenn in der öffentlichen Meinung ein Trend Einzug hält, nimmt dieser rasch überhand, ohne dass dafür Belege präsentiert worden sind oder man ihn kritisch hinterfragt. Wir Italiener glauben, wir sind korrupt. Vielleicht sind wir es auch, aber es macht einen Unterschied, ob sehr korrupt sind oder nur ein bisschen. Ob alle korrupt sind oder nur ein paar wenige.

**In Rom scheinen die Vorwürfe der Korruption nicht eben marginal. Seit November sind Dutzende ehemaliger Mitglieder von Stadtbehörden und Geschäftsführer vor Gericht angeklagt worden wegen Unterschlagung, Diebstahl von Staatsgeldern und Amtsmissbrauch.**

Ich weiss. Die italienische Justiz hat befunden, dass sie die Mission hat, im Land aufzuräumen. Ganz ehrlich, wenn eine Staatsmacht eine Mission hat, bin ich nicht glücklich. Ich glaube nicht an Missionen und vertraue Leuten mit Missionen nicht.

**Weil sie einen Hang zum Fanatismus haben?**

Fanatismus ist nicht das richtige Wort. Die Missionare wollen verbissen beweisen, dass sie mit ihrer Mission richtigliegen. Also gibt es viele Verhöre und Gerichtsfälle, und sie kommen in allen Zeitungen, weil ja die

Öffentlichkeit wissen muss von der Mission. Die Gerichtsverfahren dauern sechs, sieben, acht Jahre und versanden oft im Nichts.

**Werfen wir den Blick in Richtung Süden. Norditaliener scherzen manchmal zynisch und sagen: «Südlich von Rom ist Afrika.»**

Das ist ein Klischee, das seit Jahrzehnten wiederholt wird.

**Ein dummes Satz ohne wahren Kern?**

Es führt nirgendwohin, wenn man den Süden Italiens als Afrika bezeichnet. Wenn es wahr wäre – was würden Sie tun? Amputieren? Das halbe Bein abtrennen?

**Ist der Süden Italiens nicht ein Klumpfuss, ohne den der Norden besser leben würde?**

Neapel ist sehr schlecht regiert, da besteht kein Zweifel. Es ist nicht so sehr die Korruption als das organisierte Verbrechen. Die Camorra hat die Stadt im Würgegriff, und das ist sehr gefährlich.

**Die Arbeit von Garibaldi und Cavour scheint auch gut 150 Jahre nach der Staatsgründung noch immer nicht vollendet. Oder würden Sie von einem vereinten Italien sprechen?**

Ich war immer der Meinung, dass Italien eine gescheiterte Nation ist. Ich scheue mich nicht, es zu sagen. Zweifelsohne war es das Ziel derjenigen, die die italienische Einheit anstreben, Solidarität zwischen Norden und Süden zu erreichen. Das ist ihnen nicht gelungen.

**Die Solidarität wird abermals strapaziert durch neue Ereignisse. In Afrika gibt es laut Uno-Flüchtlingshilfswerk fünfzehn Millionen Migranten. Italien ist als Einwanderungsland exponiert. Medien berichten, dass sich die Carabinieri auf Unruhen vorbereiten würden. Die Armee patrouilliert mit gepanzerten Fahrzeugen und Maschi-**



«Im Vergleich mit Trump kommt Berlusconi gut weg»: Mailänder Strassenszene.

### nenpistolen. Steht Italien ein heisser Sommer bevor?

Zuerst sei festgestellt, dass es in Europa lange keine Solidarität bezüglich der Migration gegeben hat. Im Fall von Italien und auch von Griechenland war das so. Seit ein paar Jahren sind wir mit einem eklatanten humanitären Problem konfrontiert. Wir müssen so viele Migranten von sinkenden Schlepperschiffen retten wie möglich, und das haben wir Italiener bisher ziemlich gut gemacht. Aber wenn man zu viele rettet, kommen noch mehr. Der Mann, der Afrika verlässt, weiss haargenau, dass ihm auf dem Weg unzählige Gefahren auflauern, ja dass er gar getötet werden kann. Erreicht er jedoch das Mittelmeer, ist er sicher. Weil er gerettet wird. Die Marineoperation «Mare Nostrum» zur Seenotrettung von Migranten, die im Oktober 2013 lanciert worden ist, hat Menschen zur Reise nach Europa ermuntert. Diese Politik kann man nicht unendlich fortsetzen.

### Wie denken die Italiener darüber?

Sie mögen sie überhaupt nicht.

Es gibt Leute, die denken mit Wehmut an die Zeiten zurück, als Gaddafi und Berlusconi zusammen die Pforten Europas abriegelten.

Nicht nur das. Der Deal zwischen ihnen war sehr praktisch aus wirtschaftlicher Sicht. Die italienische Regierung zahlte nichts. Der italienische Mineralöl- und Energiekonzern Eni übernahm fast alle Kosten. Gaddafi war bereit, italienische Unternehmen prioritär zu behandeln, und er stoppte die Migranten.

Zynischerweise könnte man sagen: «Tyranen sind nicht so schlecht wie ihr Ruf.»

Ich musste nicht bis heute warten, um das zu wissen.

**Gaddafi ist tot. Berlusconi hat die politische Bühne geräumt. Letzte Woche wurde er mit Herzproblemen ins Spital eingeliefert. Warum ist der einst so erfolgreiche Medientycoon sang- und klanglos gefallen?**

Berlusconi hat grosse Popularität genossen. Er ist dreimal gewählt worden. Aber er hatte von Beginn seiner ersten Amtszeit an Probleme mit der Justiz. Er versuchte die Probleme zu lösen, indem er Gesetze ausarbeiten liess, die seine Verletzlichkeit verringerten. Wer solche Gesetze macht, muss die eigenen Freunde und Kameraden in den Koalitionsparteien davon überzeugen, für diese Gesetze zu stimmen. Man halst sich eine Schuld auf. Die Schuld muss bezahlt werden. Irgendwann geht die Rechnung nicht mehr auf.

**Was ist Berlusconis Vermächtnis? Was hat er positiv bewegt?**

Da brauche ich nicht lange zu überlegen, die Liste ist kurz: den Versuch einer konstitutionellen Reform. Aber sie wurde abgelehnt.

**Jenseits des Atlantiks hat sich mit Donald Trump eine Figur erhoben, die bisweilen etwas an Berlusconi erinnert. Sehen Sie Parallelen zwischen den beiden?**

Ja, in der Tat. Beide sind Geschäftsmänner, Tycoons, haben viel eigenes Geld gebunkert, und beide haben ein grosses Ego. Aber im Vergleich mit Trump kommt Berlusconi gut weg. Berlusconi ist ein Gentleman. Berlusconi hatte einen gewissen Charme, konnte galant erscheinen oder wenigstens gute Manieren vorspielen. Das kann man von Trump eindeutig nicht behaupten.

**Unter Berlusconi war die Stimmung der Italiener gegenüber der EU weitgehend**

positiv. Heute wollen gemäss einer Umfrage 48 Prozent die EU verlassen.

Das Problem ist nicht exklusiv italienisch, sondern ein europäisches Phänomen. In allen europäischen Staaten ist die Kluft zwischen Reich und Arm grösser geworden. Ebenso in den USA, wo die Mittelklasse verarmt. In Italien nennen wir sie *piccola-media borghesia*, die Schicht der Kleinbürger. Ihre Angehörigen sind deutlich frustrierter und unglücklicher als vor zehn Jahren. Damals glaubten sie an Berlusconi. Heute folgen viele von ihnen jenen, die Europa als Quelle aller Probleme und Renzi als Beschleuniger der Misere brandmarken. Das bevorzugte Opfer dieser Haltung ist die Europäische Union, namentlich die Kommission in Brüssel. In ihr sieht die Protestbewegung ein Gremium «gesichtsloser Bürokraten, die über unsere Köpfe hinweg über unser Leben bestimmen».

**Steckt in dieser Haltung nicht ein wahrer Kern? Sind in der Brüsseler Zentrale nicht gesichtslose Bürokraten am Werk?**

Bürokraten sollten gesichtslos sein.

**Und die Geschicke Europas sollen von einer nicht gewählten Elite gelenkt werden?**

Sie sind bei mir wirklich an den Falschen geraten, wenn Sie über dieses Thema sprechen wollen. Denn ich habe immer empfunden, dass es sehr schwierig ist, Europa den Massen zu erklären. Es ist viel einfacher, zu sagen: «Seid Patrioten, liebt euer Land!» Ich war immer überzeugt, dass Europa wachsen und Fortschritte machen würde, wenn man die Leute erst am Tag danach über die Taten unterrichtet. Wenn man die Taten schon am Vortag ankündigt, sagen sie: «Tut es nicht!»

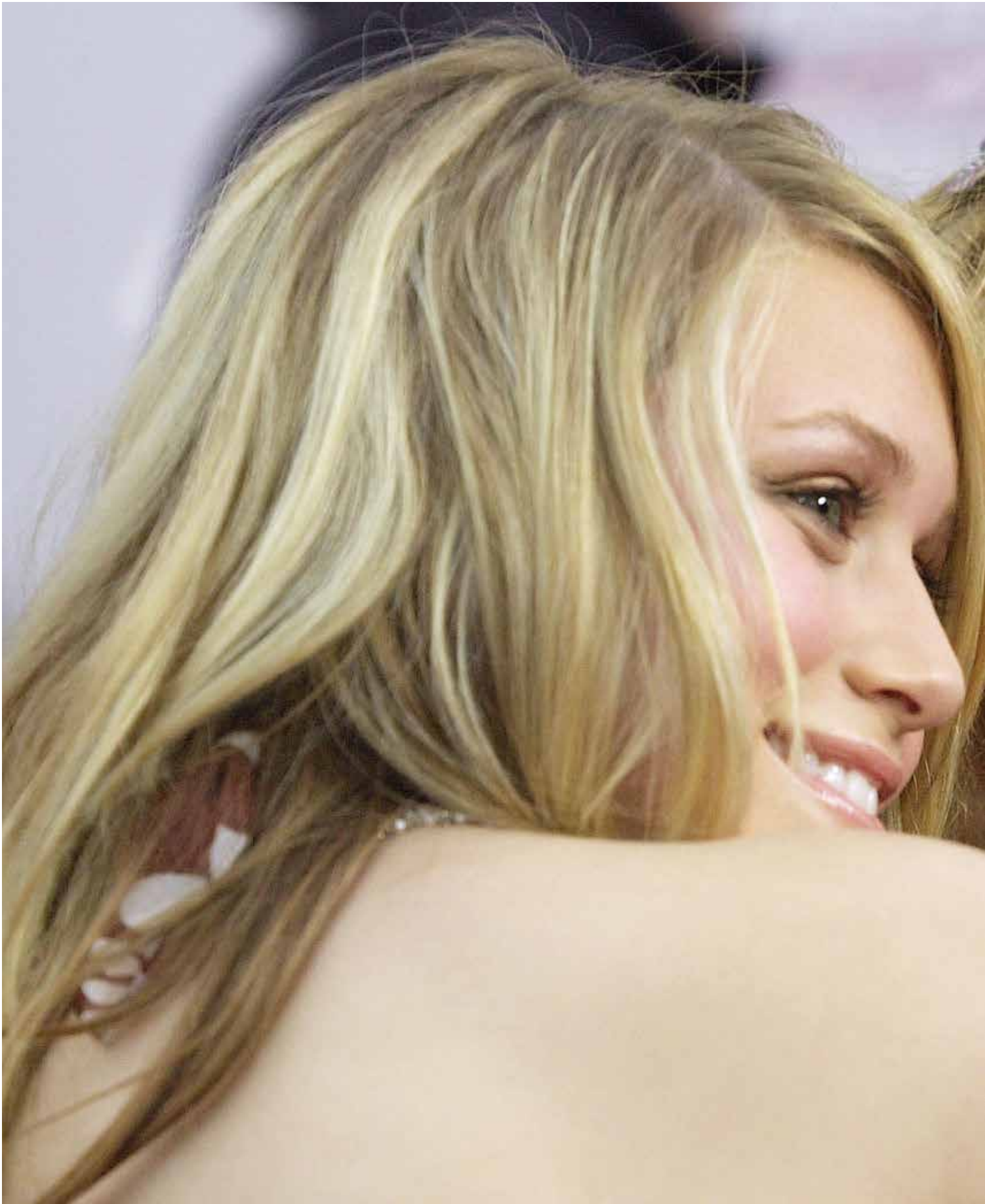
**Bei mir als Schweizer löst Ihre Aussage Skepsis aus. In einer Demokratie ist das Volk der Souverän. Ist es nicht die Kernpflicht der Politiker, den Bürgern zu erklären, warum sie etwas tun?**

Sehen Sie, die Schweiz ist eine Tragödie – in dem Sinn, dass die Dinge bei euch so gut funktionieren. Denn dies gibt uns Italienern das Gefühl, dass direkte Demokratie eine Antwort auf unsere Probleme ist. Nein! Ihr habt ein Juwel geschliffen. Ein Juwel kann man nicht kopieren oder exportieren. Behaltet es und tragt ihm Sorge.

**Victor Hugo sah in der Schweiz ein Modell für ganz Europa. Er sagte: «Dans l'histoire des peuples, la Suisse aura le dernier mot.»**

Victor Hugo war ein kluger Kopf und hat fantastische Romane geschrieben, aber er hat nie ein Land regiert.

Sergio Romano, 86, ist Schriftsteller, Diplomat und einer der führenden Historiker und Publizisten Italiens. Er lehrte in Berkeley, Harvard und Mailand. Er war Botschafter bei der Nato und in Moskau. Zurzeit arbeitet er als Leitartikler für den *Corriere della Sera*, Italiens grösste Tageszeitung. In seiner Kolumne beantwortet er täglich eine Leserfrage.



*Urkomisch schon im Pantomimenalter:* Mary-Kate und Ashley Olsen.



## Ikonen der Woche

### Die Olsens

Von Claudia Schumacher

Bei Baby Michelles erster Szene lag also eine der Olsen-Zwillinge im Bettchen und weinte. «Hey, halt die Klappe», riet ihr der unbedarfte TV-Onkel Jesse. Es war das Jahr 1987, und die Dreharbeiten zur Familienserie «Full House» hatten gerade begonnen. Mary-Kate und Ashley Olsen spielten die Rolle des Babys im Wechsel. Sprechen konnten sie erst ab der zweiten Staffel. Dennoch war gleich klar: Die Produzenten hatten Glück gehabt bei der Besetzung. Urkomisch waren die Olsens schon im Pantomimenalter, und wenn eine mit ihrem Froschmälchen grinste, ging die Sonne auf. Die Aufmerksamkeit der TV-Kameras tat ihnen gut. Sie boten Quatsch auf Knopfdruck und bezauberten Zuschauer auf der ganzen Welt. Die Serie machte die Mädchen berühmt und millionenschwer, noch bevor sie sich die Schuhe binden konnten. Am 13. Juni sind die Olsens dreissig Jahre alt geworden.

#### Schlauer, als der Neid erlaubt

Es ist nicht leicht, ein Zwillingmädchen zu sein. Fast immer ist eine das charmante Energiebündel, die Schlaue oder einfach die Hübschere: diejenige, die immer zuerst angesprochen wird und die Geburtstageinladungen gleich für beide bekommt. Daneben verblasst die andere. Letztes Jahr rampte ein kroatisches Model ihrer Zwillingsschwester symbolstark ein Messer in die Brust. Ist ja auch eine brutale narzisstische Kränkung, nicht ganz einzigartig auf der Welt zu sein.

Neid, Eifersucht, Wahnsinn: Beim berühmtesten Zwillingspärchen der Welt scheint erfrischenderweise nichts von alledem im Vordergrund zu stehen. Die Olsen-Mädchen haben zeit ihres Leben erfolgreich auf Teamwork gesetzt. Sie haben mittlerweile die Schauspielerei an den Nagel gehängt, sind Unternehmerinnen – preisgekrönte Designerinnen – geworden und stehen einem Multi-Millionen-Dollar-Imperium vor. Die Adoleszenz verlief fast skandalfrei, nur nicht ganz: Kurz vor ihrem 18. Geburtstag erkrankte Mary-Kate an Magersucht und soll auch zu viel gekokst haben. Sie kam dann einmal in die Entzugsklinik. Danach war wieder gut. Von den tragischen Entwicklungen, wie man sie von vielen Kinderstars in Hollywood kennt, blieben die zwei weitgehend verschont. Bei der Wahl ihrer Männer setzen die zwei Blondinen mit dem ewig mädchenhaften Aussehen und der überaus frühreifen Karriere auf den Altersunterschied. Ashley ist mit dem 49-jährigen Regisseur Bennett Miller liiert, und Mary-Kate hat 2015 den Banker Olivier Sarkozy geheiratet, den 47-jährigen Bruder des französischen Ex-Präsidenten.

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon:** Ewige Jugend (*Diogenes*)
- 2 (3) **Guillaume Musso:** Vierundzwanzig Stunden (*Pendo*)
- 3 (4) **Joël Dicker:** Die Geschichte der Baltimores (*Piper*)
- 4 (2) **Blanca Imboden:** Schwingfest (*Wörterseh*)
- 5 (8) **Viola Shipman:** Für immer in deinem Herzen (*Fischer Krüger*)
- 6 (5) **Hazel Brugger:** Ich bin so hübsch (*Kein & Aber*)
- 7 (7) **Jonas Jonasson:** Mörder Anders und seine Freunde ... (*Carl's Books*)
- 8 (6) **Martin Walker:** Eskapaden (*Diogenes*)
- 9 (-) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben (*Wunderlich*)
- 10 (-) **Viveca Sten:** Tödliche Nachbarschaft (*Kiepenheuer & Witsch*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Ronald Gohl:** Unser Weltrekord-Tunnel Gotthard (*Weltbild*)
- 2 (3) **Silvia Aeschbach:** Älterwerden für Anfängerinnen (*Wörterseh*)
- 3 (2) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (*Fona*)
- 4 (8) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 5 (4) **Duden – Die deutsche Rechtschreibung** (*Bibliographisches Institut*)
- 6 (6) **Thomas Widmer:** Schweizer Wunder (*Echtzeit*)
- 7 (-) **Jan Becker:** Du kannst schaffen, was du willst (*Piper*)
- 8 (9) **Anne Iburg:** Aroma-Wasser ... (*Frech*)
- 9 (-) **Antje Krause:** Trick 17 – Garten & Balkon (*Frech*)
- 10 (-) **Christian Eisert:** Viele Ziegen und kein Peter (*Ullstein Extra*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

## Apropos: Grundeinkommen

Vor zwei Wochen hat die Schweiz die Volksinitiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen deutlich abgelehnt. Nun pocht der Schweizer Autorenverband AdS in einem Aufruf auf das «Anrecht» seiner Mitglieder, «für ihre berufliche Leistung ein angemessenes Honorar zu erhalten». Auslöser dafür ist die Praxis einer Buchhandelskette in der Romandie, den Schriftstellern für Lesungen nichts zu bezahlen. «Geht man vom Prinzip aus, dass jede Arbeit zu entschädigen ist, fragt man sich, warum dies bei den Leistungen von Autorinnen und Autoren immer noch keine Selbstverständlichkeit ist», heisst es. Aber welche Entschädigung ist «angemessen»? Und ist sie für alle Autoren gleich? Es scheint, als hätten die Schriftsteller die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens noch nicht abgeschlossen, zumindest nicht für sich selbst. (rb)



«Louder»: Leadsänger Ozzy Osbourne, 68, auf der Berliner Waldbühne am 8. Juni 2016.

## Rock

# Triumph eines Überlebenden

Ozzy Osbourne will es noch einmal wissen. Auf der Europatournee zelebriert er mit seiner Kultband Black Sabbath den Sound der Höllen-Hippies. Ein Heidenspass. Von Matthias Matussek

In Zürich wird die Bühne ebenfalls gebrannt haben, aber hier in Berlin war es dann doch noch mal was Besonderes. Man kann nur sagen: Wenn das der Führer gewusst hätte!

Nämlich, dass diese Kreatur da im schwarzen Mantel über seine Thing-Stätte trampelt und «You are fucking number one» grölt und 22 000, nein, 44 000 Arme sich recken, die Hände zu Teufelshörnern geformt. «Louder», brüllt Ozzy Osbourne auf der Bühne, der «Prince of Darkness», der «Godfather of Metal», «ich will, dass euch meine Frau in London hört», und sie hört es, zweifellos.

«Abartig», würde der Führer sagen, aber die Qual für ihn ist noch längst nicht zu Ende, denn mit dem ersten Riff von Black Sabbath öffnet sich das Tor zur Hölle, und die schwarze Lava bricht hoch heraus, zischend und donnernd, die Bühne steht in Flammen, einen besseren Ort als die Berliner Waldbühne kann es

nicht geben an diesem Abend für das letzte Deutschland-Konzert der Kultgruppe, der Erfinder des Heavy Metal: für Black Sabbath und ihr Schlusskonzert «The End».

Geschichtsträchtig diese wohl schönste deutsche Open-Air-Arena, 1936 von den Nazis zu den Olympischen Spielen in einen Bogen der Murellenschlucht gebaut, für Bodenturmen und krude NS-Weihe-Spiele, umgeben von Eichen und Buchen, leicht ansteigend wie die antiken Amphitheater. Nach dem Krieg Freilichtkino und Boxarena, ab 1961 auch Bühne für Rockkonzerte – das dümpelte so vor sich hin, bis die Rolling Stones 1965 dort auftraten.

Erheblich zu kurz, wie die Fans damals fanden, weshalb sie die Arena zu Kleinholz verarbeitet – Schaden nach heutigen Preisen: rund 800 000 Euro. Viele sahen in den Krawallen des Stones-Konzerts den antiautoritären



*Durchhalte-Wunder:* Gitarrist Iommi, 68.

*«Rumms, pladder, zisch»:* Drummer Clufetos, 36.

Auftakt für die 68er Demos, den Stromstoss zum Ungehorsam.

Der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) im Ostteil der Stadt fuhr der kalte Schrecken in die Glieder, so viel unbeherrschbarer Aufstand, Protest, Lärm, das drohte überzuspringen in die grausame Schrebergarten-Diktatur der DDR, so dass die Herren Dachdecker Rockmusik auf den Index setzten. Was rührend war, denn natürlich war das Radio bereits erfunden, besonders Rias Berlin, und natürlich gab es prompt sogenannte Beat-Demonstrationen in Leipzig.

In den folgenden Jahrzehnten spielten hier durchaus gefühlvoll auch die Philharmoniker und spielte in den letzten Jahren immer wieder Daniel Barenboims «West-Eastern Divan-Orchestra», mit jüdischen und palästinensischen Musikern. Versöhnungskonzerte für alle, die guten Willens sind. Aber das fegt jetzt heute Abend dieser Typ auf der Bühne weg. Er macht Lärm für alle, die so tun, als ob sie bösen Willens sind, und sich in den Armen dabei liegen, Hölle-Hippies, es ist ein Heidenspass.

«Hä», fragt Nena

So ein wunderschöner lauer Sommerabend, Biere und Joints kreisen, und dann das, Heavy Metal vom Punkt null, aus dem Bohrloch zur

Unterwelt, tatsächlich so roh, wie er damals, 1970, hochgekocht kam. Den Namen «Black Sabbath» hatten sie sich von einem Horrorfilm mit Boris Karloff entliehen, damals, das Kontrastprogramm zur Hippie-Ära, aber die Lightshow mit ihren gelben und orangefarbenen und lilafarbenen Negativüberblendungen lebt noch davon. Neben mir Nena, schwarze

### Satanei ist ein wilder Spass, den hatten schon die Baumeister der gotischen Kathedralen.

Locken, Jeansjacke, in hochhackigen Schuhen, ohne 99 Luftballons, aber mit einer ebenfalls groovenden Freundin, *wham, bang, bang*, ich brülle ihr zu, dass die Farben aussehen wie im «Beat-Club» anno 1969.

«Hä», fragt sie lächelnd, verständnislos. Ach du Schande, woher soll sie das wissen, da war sie neun! Aber dann kapiert sie. «Die Lightshow ist so *psychedelic!*» Jetzt verstehen wir uns.

Alle verstehen alles und einander. Neben mir Vinicius aus São Paulo, Mitte zwanzig, mit einem Justin-Timberlake-Hut, auch er steht auf Hardrock. Dahinter ein Doppelgänger von R.E.M.-Sänger Michael Stipe, Henning ist mager im faden grünen T-Shirt, Dreitagebart,

Stoppelschädel und Schultern wie Zaunspitzen, «in drei Wochen vierzig» – Mann, die rechnen sich hoch, wie wir es als Kinder taten, als wir sagten: «Fast fünfeinhalb.»

Vor allem aber Herman Vieljans, der verwitterte Berliner Rock-Indianer, der «Godfather of Concert», er hat seine Freunde komplett im VIP-Bereich untergebracht; geboren an der niederländischen Grenze, sympathisch wie alle Emsländer, trägt einen legendären Stage-Pass von Ozzy aus dem Jahre 2003 um den Hals und hat in seinem Handy so gut wie jede Agenten-Nummer und nicht wenige von Superstars, er nennt sich «Beziehungsmakler», er weiss, was sie mögen, und weiss, wie er es hinkriegt, und ein paar Musiker und Hells-Angels-Veteranen grüssen ihn ehrerbietig wie den Paten.

Wunderwaffe Rock. Ungebremst. Roh. Laut. Lebenslustig, die Satanei ist ein wilder Spass, den hatten schon die Baumeister der gotischen Kathedralen, und sie meinen es ja nicht so, die auf der Bühne, und in seinem Evergreen «After Forever» singt Ozzy Osbourne tatsächlich «God is the only way to love», aber auch das nimmt ihm keiner übel. Weil es sowieso keiner versteht.

Alle Songs aus den Anfangsjahren, die grossen Hits, «Black Sabbath» und «War Pigs», «Snowblind» und «Fairies wear boots», mit



*Okkultes Brimborium:* Black Sabbath, Ende der 1960er Jahre.



*Versagender Erziehungsberechtigter:* Ozzy und Sharon Osbourne, 1985.

diesen unwiderstehlichen *headbanging* Riffs von Tony Iommi; schon mit «Iron Man» sind sie hin, und beim Bass-Solo von «N.I.B.» bringt Geezer Butler die Arena-Meute zum Kochen.

Doch sie kochte schon zuvor, weil Tommy Clufetos das altehrbare, ja aus Rockkonzerten nicht wegzudenkende «rumms, rumms, pladder, pladder, pladder, zisch»-Drummer-Solo neu belebt, so wie ich es zuletzt 2005 bei dem von Ginger Baker am Reunion-Concert der Cream in der Royal Albert Hall erlebt habe, so viel Angeberei muss sein. Meine als Zeuge, und die des Drummers.

Clufeto sieht aus wie Jesus auf den Kitschpaneelen in den Souvenirläden rund um den Vatikan, er knallt und hämmert und holt mit Armschwingen und Fusttrommelwirbeln und Blechtellern ganze Wolkengüsse an Lärm in die Arena, und steht zwischendurch mit erhobenen Sticks da, als kommandiere er ganze Heerscharen an Teufeln.

Clufetos, Mitte dreissig, ersetzt den Drummer der Urbesetzung Bill Ward, dem die Tournee körperlich nicht mehr zuzumuten war. Und klar: Die da auf der Bühne sind auch Durchhalte-Wunder. Leadgitarrist Tony

Iommi, der im Walzwerk in der Jugend zwei Fingerkuppen verlor, ist mittlerweile 68 und hat Krebs, und mit Ozzy Osbourne, ebenfalls 68, hätten nach diesem Leben, das zu grossen Teilen aus Exzessen bestand, nur Optimisten noch gerechnet.

Wobei er in den letzten Jahren zurückgeschaltet hat und eher als trotteleriger und durch die Bank versagender Erziehungsberechtigter einer dysfunktionalen Familie zu betrachten war, in der TV-Reality-Show «The Osbournes», wo er sich gegen seine drei Kids mehr schlecht als recht behauptete. Alle sind zeit-

# TIPPKING.CH

## DAS GROSSE TIPPSPIEL

### von Radio Central und Sunshine Radio

Bist du bereit zu gewinnen? Wir suchen den Tipp-König der Fussball-Europameisterschaft!  
Melde dich jetzt sofort an unter [tippping.ch](http://tippping.ch) und verpasse keine Spielrunde.

**Preise im Wert von über CHF 10'000 zu gewinnen!**

Weitere Infos: [www.radiocentral.ch](http://www.radiocentral.ch) oder [www.sunshine.ch](http://www.sunshine.ch)





weise mit Drogen ins Schleudern geraten, alle haben sich wieder aufgerappelt.

Drogen, dieser Kriegersatz der Nachkriegsgenerationen, mit Seinssteigerungen und Toten: Was soll einer wie Ozzy Osbourne seinen aufmüpfigen Kindern auch glaubwürdig verbieten? Und was würde es nützen? In der Sendung lief es darauf hinaus, dass er eigentlich nur da herumsitzen wollte in seinem Sessel wie in dem bekannten Lorient-Sketch, der Metal-Opa, und ihm flogen die Herzen zu.

### Fledermaus und Drogensucht

In Birmingham gross geworden, Eltern Stahlwerker und Fabrikarbeiterin, mit fünfzehn dann los, um zum Familieneinkommen beizusteuern, als Schlachter und Packer und später mit Diebstählen, worauf er sich im Knast «Ozzy» auf die Finger tätowierte. Was kann man nur tun, in Birmingham 1969, wenn man Birmingham satt ist – und einundzwanzig? Na das: Man kaufte sich eine 50-Watt-Anlage und ein Mikrofon und annoncierte sich als Sänger im örtlichen Musikladen.

Die anderen, Iommi, Ward und Butler, fanden sich, der Schauernamen auch, und dann mussten nur noch die Regler hochgedreht werden. «Black Sabbath», das Debüt-Album, wurde in zwölf Stunden aufgenommen, schoss in die Top Ten und hielt sich dort lange, und das folgende «Paranoid» war bereits der Klassiker.



«Mad Man»: Osbourne, 1982.

Die Zeit war reif, und ich war sechzehn und hatte Spass, als sie vor 45 Jahren nach Sindelfingen kamen, und Wut und Verzweiflung sowieso.

Dann die Exzesse, Ozzy Osbourne ist der «Mad Man», er beisst einer Fledermaus auf der Bühne den Kopf ab, okkultes Brimborium, er fliegt wegen seiner Drogensucht aus der Band und steht als Solokünstler schnell wieder auf, wird gerettet durch seine jetzige Frau Sharon, Tochter eines Musikmoguls, ja, er hat ihr zu verdanken, dass er noch lebt, und dass sie begrüsst wird von den über 20 000 an diesem Abend, macht also Sinn.

Herman und seine Gang tanzen und stossen Teufelshörner in den Himmel, er macht das Peace-Zeichen, und sie lachen und Ozzy grölt, und vor mir hüpfte einer von Ticketmaster, knappe dreissig, der brüllte mir zu: «Der hätte in keiner Casting-Show der Welt eine Chance», und er hat recht, Ozzy kann nicht singen, also nicht im herkömmlichen Sinne, mit Tonhalten und so, aber er herrscht, unangefochten, und das, weil er das genaue Gegenteil von Castings ist, nämlich rohe Lebensfreude und Rock, Hardrock.

Langsam wechselt der strahlende Nachmittagshimmel in ein melancholisches, luzides Blau, die Bühne leuchtet, die Höllenmusik schafft Verbrüderungen, und als der Unkaputtbare dort unten – so viele sind in letzter Zeit gegangen, Lemmy Kilmister (Motörhead), Paul Kantner (Jefferson Airplane) Glenn Frey (Eagles), David Bowie, Prince –, als er dann noch den Ur-schrei der Metals, «Paranoid» heraushaut, damals nur als Zugabe für die zweite LP eingespielt, ist es beides: Triumph eines Überlebenden und das Ende, «The End» steht da in rot-gelben Flammenbuchstaben, unwiderruflich.

Dabei war es doch erst gestern, dass sie losgelegt haben.

War irgendwas inzwischen?

Black Sabbath treten am 28. Juni in Wien auf und touren dann durch Frankreich. Die «End»-Welt-Tour endet Anfang nächsten Jahres in Rio de Janeiro.



Stiftung

■ LILIEBERG ■  
Unternehmerforum

- Ruhe und Privatsphäre
- Behaglichkeit und Stil
- Inspiration und Performance

## Ihr Konferenzzentrum mit Weitblick!

[www.lilienberg.ch](http://www.lilienberg.ch)



Lilienberg Unternehmerforum, Blauortstrasse 10, 8272 Ermatingen

Telefon +41 71 663 23 23, Fax +41 71 663 23 24, E-Mail: [info@lilienberg.ch](mailto:info@lilienberg.ch), [www.lilienberg.ch](http://www.lilienberg.ch)

# Angriff auf die Integrität der Staaten

Die soeben erschienene Schrift «Völkerwanderung» von Václav Klaus und Jirí Weigl liefert die nötige geistige Munition im aktuellen Kulturkampf um Europa. Von Thilo Sarrazin

Vor mir liegt ein schmaler Band, siebzig Seiten Text mit grosszügigem Rand, eigentlich ein längerer Aufsatz. Ungefähr die Manuskriptlänge für eine vierstündige Parteitagsrede des Generalsekretärs im Sowjetkommunismus. Aber Langeweile kommt bei der Lektüre nicht auf. Das ist eine Philippika, eine analytisch sauber aufgebaute Abrechnung mit der gegenwärtigen Massenmigration nach Europa, mit ihren Gründen, ihren Folgen und mit der ihr zugrundeliegenden fehlerhaften Ideologie der europäischen Eliten.

Václav Klaus und sein langjähriger Mitarbeiter Jirí Weigl tragen deutsche Namen. Klaus war nach dem Zusammenbruch des Kommunismus zunächst tschechoslowakischer Finanzminister, dann Ministerpräsident, schliesslich bis 2013 tschechischer Staatspräsident. Unter seiner Führung fand die Transformation der kommunistischen Kommandowirtschaft statt. Mit einer Slowakin verheiratet, löste er als Ministerpräsident die staatlichen Bande zwischen Tschechien und der Slowakei, ein Überbleibsel aus der Zerschlagung der österreichischen Donaunomarchie durch die Siegermächte des Ersten Weltkriegs. Die Slowaken wollten nicht mehr unter tschechischer Führung leben, und Klaus, Demokrat und sowohl an die Souveränität der Völker als auch an die Macht der Geschichte glaubend, respektierte das. Klaus glaubt an ein Europa der Vaterländer.

## Besinnungslose Politik

Darin wirken die Völker zusammen, um den Frieden zu sichern und Handel zu treiben. Für den Austausch von Kapital, Gütern, Wissen und Gedanken sind die Grenzen offen. Aber jede Nation bleibt Herrin ihres Geschicks. Dazu gehört selbstverständlich auch die Frage, wer unter welchen Bedingungen zuwandern und sich im Land niederlassen darf. Die Tschechen sind ein kleines Volk, das tausend Jahre lang im deutschen Staatsverbund mit Zähigkeit seine Eigenart bewahrt hat und spät in der Geschichte mit dem eigenen Staat belohnt worden ist. Das macht sensibel gegenüber Übergriffen.

Fremdenfeinde sind die beiden Autoren nicht, aber sie wehren sich gegen die krakenartige Umschlingung der Nationalstaaten durch das europäische Projekt. Die besinnungslose Politik der offenen Grenzen, wie sie durch Angela Merkel propagiert und von Jean-Claude Juncker unterstützt wird, verstehen sie als Angriff der europäischen Eliten auf die Integrität der Nationalstaaten und die

Identität der Völker. Man muss den Verdacht der Autoren nicht teilen, dass es sich hier quasi um eine Verschwörung der europäischen Eliten gegen das Europa der Vaterländer handelt, um ihrer stringenten Argumentation mit Zustimmung zu folgen:

— Seit der Völkerwanderung vor 1500 Jahren war Europa nie von Masseneinwanderung geprägt, schon gar nicht von einer solchen aus anderen Kontinenten und fremden Kulturen. Es handelt sich um einen historisch einmaligen Vorgang ohne Berufungsmöglichkeit auf irgendeine Normalität oder historische Gesetzmässigkeit.



Historisch einmaliger Vorgang.

— Masseneinwanderung kann sich nicht auf das Asylrecht berufen, und natürlich kann es individuelle Einwanderung nach den jeweiligen nationalen Regeln geben.

— Kriege, wirtschaftliche Schwierigkeiten und Bevölkerungsexplosion in Afrika und Vorderasien sind nicht neu. Dass sie neuerdings zu Masseneinwanderung führen, ist allein die Folge falscher europäischer Politik.

— Europa braucht keine Einwanderung, um seine Probleme zu lösen. Die Bevölkerungsgrösse ist überhaupt kein sinnvoller Massstab. Es ist auch nicht schlimm, wenn Völker schrumpfen.

— Der Migrationsprozess führt zu einem Schneeballeffekt. Der europäische Sozialstaat, der die Migranten anzieht, wird unter diesen Bedingungen langfristig nicht zu halten sein.

— Die europäischen Eliten benutzen die Masseneinwanderung als Hebel, um eine weitere Zentralisierung Europas zu erzwingen. Das ist der Kern des Streites um einen verbindlichen Verteilungsmodus für Asylbewerber, Flüchtlinge und illegale Einwanderer.

Wie die Autoren schreiben, will «die europäische Öffentlichkeit [...] die Migrationswelle stoppen und die Zahl der Menschen, die nach Europa kommen, senken. Dagegen wollen die Politiker den Zufluss der neuen Einwohner in die EU <regulieren>, legalisieren und administrativ vereinfachen. [...] Sollte die EU weiterhin in den Händen von Juncker und Merkel bleiben, dann liegt die einzige Hoffnung auf dem Schutz der eigenen Grenzen. Dulden wir keinerlei Schwächung unserer Souveränität. Tote gab es schon genug.»

## Hat es etwa nicht geblüht?

So schliesst das Buch. Am Tage des Erscheinens der deutschen Ausgabe bestätigte Angela Merkel in einer Rede im mecklenburgischen Güstrow die Befürchtungen von Václav Klaus: Sie sagte dort, wenn am Brenner wieder Grenzkontrollen stattfänden, bedeute das die Zerstörung Europas. Das passt zu ihrer vor fünf Jahren getroffenen Aussage: «Scheitert der Euro, dann scheidert Europa.» Natürlich ist ein friedliches, blühendes Europa sehr wohl denkbar, wenn es nationale Währungen und nationale Grenzkontrollen gibt. Das erste Schengen-Abkommen wurde erst 1985 abgeschlossen, der Euro erst 2002 eingeführt. War Nachkriegseuropa davor etwa nicht friedlich, hat es etwa nicht geblüht?

Die überzogene Äusserung, Grenzkontrollen am Brenner bedeuteten die Zerstörung Europas, zeigt, dass es hier um einen Kulturkampf geht. Jede Vorstellung von Europa, die nicht der Idee einer vollständigen Integration und letztendliche der Aufhebung nationalstaatlicher Souveränität huldigt, soll letztlich als destruktiv, rückständig und tendenziell friedensfeindlich denunziert und so ins Unmoralische beziehungsweise ins Illegitime verdrängt werden.

Für diesen Kulturkampf, der wohl unausweichlich ist und jetzt auch durchgestanden werden muss, liefert das Buch von Klaus und Weigl in kompakter Form die notwendige geistige Munition.

Václav Klaus und Jirí Weigl: Völkerwanderung – kurze Erläuterung der aktuellen Migrationskrise. Manuscriptum. 96 S., Fr. 17.90



«Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang»: «Weltgerichtstriptychon» von Hieronymus Bosch.

## Kultur

# Lustvoll zugrundegehen

Apokalyptische Visionen sind Teil fast jeder Religion oder Glaubensgemeinschaft. Ein Buch widmet sich der Geschichte des Weltuntergangs. Von *Oliver vom Hove*

Angst ist seit je das wirksamste Machtmittel. Schon immer haben sich Regierungen, Glaubensgemeinschaften wie auch Geschäftemacher aller Art der Einschüchterung von Menschen durch tatsächliche oder behauptete Gefahren bedient.

Der Weltuntergang ist der grösste anzunehmende Katastrophenfall. Mehr geht nicht, und das macht auch seine Anziehung aus: «Ein bisschen Lust am Untergang» hiess einst ein Essayband von Karl Heinz Bohrer.

Diese Angstlust grassiert wieder mächtig. «Ein apokalyptisches Lebensgefühl hat sich breitgemacht», konstatiert Johannes Fried in seiner «Geschichte des Weltuntergangs». Der namhafte Mittelalterhistoriker, der zuletzt mit einer umfassenden Darstellung zu Karl dem Grossen hervorgetreten ist, untersucht hier den

Wandel der Ängste vor der globalen Nemesis: «Die Botschaft vom Weltuntergang führt von den frühen religiösen Verkündigungen über kirchliche, politische, gesellschaftliche, kulturelle Umbrüche in die Welt der Religions skepsis von heute, zu nacktem Materialismus und Gottlosigkeit», schreibt Fried. «Die «Prophe ten» von heute beschwören zwar noch immer den Weltuntergang, aber es geschieht nun in der Sprache abgesicherter naturwissenschaftlicher, «gottloser» Erkenntnis, begleitet von Underground-Musik in den «diabolischen» Klängen des Heavy Metal, doch durchaus noch mit dem moralischen Appell von einst.»

### Lügnerischer Antichrist

Die gesamte Geschichte des Abendlands seit den frühchristlichen Zeiten ist gekennzeichnet

durch chiliastische Fantasien vom Weltende. In seiner Ideengeschichte der Apokalypse erinnert Fried umfassend daran: «Immerzu voraus-eilende Schau von schlimmen Übeln. Juden und Christen vertraut. «Die Zeiten werden gefährlich.» So die von Gott inspirierten Worte eines frühen Christen, der Jerusalems Untergang zwar noch nicht vor Augen hatte, aber vom Endgericht wusste (2 Tim 3,1).»

Um 1000 n. Chr. kulminierte diese Angst in einer wahren Weltuntergangshysterie. Hier wirkt die Johannes-Apokalypse nach, jene einflussreiche Prophezeiungsschrift, die für die letzten Tage das Erscheinen des lügnerischen

## Um 1000 n. Chr. kulminierte diese Angst in einer wahren Weltuntergangshysterie.

Antichrist voraussagte, den spätere Interpreten wie Irenäus von Lyon und Hippolytos von Rom zur teuflischen Kriegergestalt stilisierten, der seine Scharen in die mörderische Endschlacht gegen die wahren Christen beim geheimnisvollen Ort Armageddon führe.

Die Intelligenzija innerhalb des Klerus suchte den eschatologischen Vorstellungen entgegenzusteuern, indem sie die Bildung förderte und beispielsweise die Benediktiner ihre Felder in den Klöstern selber bestellen liess. Die Verbreitung des apokalyptischen Denkens forderte die Wissbegier der Gelehrten heraus und wirkte anregend auf sämtliche Forschungsgebiete der mittelalterlichen und neuzeitlichen Wissenschaften. Fried zaubert dazu eine Vielzahl faszinierender Beispiele aus dem Hut seiner immensen Gelehrsamkeit.

Jahrtausendlang hatte die Astrologie als Wegweiser der Zukunft, aber auch des Untergangs gewirkt. Sie wurde abgelöst durch die Furcht vor den Kometen, die Katastrophen bis zum Weltenende auslösen könnten. Noch Johann Nestroy, der österreichische Aristophanes zu Metternichs Zeiten, spottete in seiner Komödie «Der böse Geist Lumpazivagabundus» über die Kometenangst seiner Zeitgenossen: «Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang.»

«Mal um Mal, seit zwei Jahrtausenden apokalyptische Warnungen. Sie verhalten seit Jesu Zeiten nicht mehr», schreibt Fried, der darin ein besonderes Phänomen der westlichen, christlichen Kultur sieht. Den Islam klammert er aus, obwohl der Koran gleichfalls eschatologische Vorausdeutungen enthält. Und obwohl politisch motivierte islamistische Gruppen der Gegenwart unter erschreckend viel Zulauf zum «grossen Krieg am Ende der Zeit» aufrufen.

Johannes Fried: Dies irae. Eine Geschichte des Weltuntergangs. Verlag C. H. Beck. 352 S., Fr. 38.90

## Top 10

### Knorrs Liste

1	<b>The Assassin</b> Regie: Hou Hsiao-Hsien	★★★★☆
2	<b>Truth</b> Regie: James Vanderbilt	★★★★☆
3	<b>Petting Zoo</b> Regie: Micah Magee	★★★★☆
4	<b>Green Room</b> Regie: Jeremy Saulnier	★★★★☆
5	<b>Everybody Wants Some!</b> Regie: Richard Linklater	★★★★☆
6	<b>Money Monster</b> Regie: Jodie Foster	★★★★☆
7	<b>Julieta</b> Regie: Pedro Almodóvar	★★★★☆
8	<b>Alice Through the Looking ...</b> Regie: James Bobin	★★★★☆
9	<b>The Nice Guys</b> Regie: Shane Black	★★★☆☆
10	<b>Warcraft: The Beginning</b> Regie: Duncan Jones	★★★☆☆

### Kinozuschauer

1 (1)	<b>The Nice Guys</b> Regie: Shane Black	8368
2 (5)	<b>The Angry Birds Movie</b> Regie: Clay Kaytis, Fergal Reilly	6361
3 (2)	<b>Warcraft: The Beginning</b> Regie: Duncan Jones	6143
4 (3)	<b>Money Monster</b> Regie: Jodie Foster	5887
5 (4)	<b>Alice Through the Looking Glass</b> Regie: James Bobin	5602
6 (-)	<b>Secret in Their Eyes</b> Regie: Billy Ray	4052
7 (6)	<b>X-Men: Apocalypse (3-D)</b> Regie: Bryan Singer	3912
8 (7)	<b>Bad Neighbors 2</b> Regie: Nicholas Stoller	2919
9 (9)	<b>Tomorrow</b> Regie: Mélanie Laurent	2845
10 (-)	<b>Capture the Flag</b> Regie: Enrique Gato	2690

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>The Hateful Eight</b> (Ascot Elite)
2 (2)	<b>The Revenant</b> (Fox)
3 (-)	<b>The Big Short</b> (Rainbow)
4 (3)	<b>Die 5. Welle</b> (Sony)
5 (4)	<b>Star Wars – Das Erwachen der Macht</b> (Disney)
6 (-)	<b>Ride Along: Next Level Miami</b> (Universal)
7 (5)	<b>Alvin und die Chipmunks 4</b> (Fox)
8 (7)	<b>Creed – Rocky's Legacy</b> (Warner)
9 (9)	<b>Heidi</b> (Impuls)
10 (-)	<b>Robinson Crusoe</b> (Impuls)

Quelle: Media Control



Blutsaugen und Kampfkunst: «Pride and Prejudice», 2016.

### Kino

## Horror-Schauer des Vergnügens

Jane Austens vielfach verfilmter Roman «Pride and Prejudice» als Zombie-Version. Eine Provokation oder eine amüsante Umdeutung? Weder noch. Von Wolfram Knorr

Kaum eine Autorin erfreut sich in der Filmbranche so grosser Beliebtheit wie Jane Austen (1775–1817). Ihre Romane «Sense and Sensibility», «Emma», «Mansfield Park» oder «Pride and Prejudice» sind in ihrer Mischung aus heisser Schwärmerei und kühler Kalkulation Delikatessen hintergründiger Ironie, gewissermassen das literarische Äquivalent zu Mozart. Auf der Leinwand werden daraus visuelle Oasen intelligenter Schmeichel-Ästhetik. Die Seelenkonflikte, immer von brillantem Wortwitz, gehen heute noch ans Herz. Beliebtester Stoff ist «Pride and Prejudice» (1813), da werden Krisensituationen mit besonders subtiler Tücke zum Tanzen gebracht.

Kein Wunder, dass Austen-Fans angesichts von «Pride and Prejudice and Zombies» aus allen Wolken fallen und das literarische Juwel seiner Standesehre beraubt sehen. Wer sich nicht gleich von dieser Schriill-Version abschrecken lässt und sich die Buchvorlage von Seth Grahame-Smith ansieht, der sich mit sogenannten Mash-up-Romanen einen gewissen Ruf erworben hat («Abraham Lincoln: Vampirjäger»), könnte natürlich meinen, der Autor habe dreist das Original aus der Fassung gebracht, aber zugleich hat er eben auch was Cleveres kreiert. Denn waren nicht die Frauen aus der Regency-Ära, sozial gesehen, «Untote», gierig nach heiratsfähigen Männern? Elizabeth Bennet aus

«Pride and Prejudice» revoltiert eben gegen diese demütigende Jagd nach der Versorgungsehe.

Grahame-Smith' Pop-Mix hat also das Potenzial zur Satire, und Drehbuchautor und Regisseur Burr Steers gelingt dies auch, aber leider nur stellenweise. Der Rest ist halt handfester Gothic-Horror, der seit den seligen «Dracula»-Zeiten der Hammer-Produktionen aus den späten 1950er Jahren (mit dem unvergesslichen Christopher Lee) Konjunktur hat. Nach den Vampiren sind es eben jetzt die Zombies, und weil Martial Arts auch in sind, sind die aufmüpfigen Bennet-Töchter echte Kampfwirbelwinde. Früher litt das Volk unter den Vampirfürsten, jetzt rafft eine Epidemie ganze Belegschaften dahin. Was früher der Vampirjäger Van Helsing war, ist eben jetzt der Monsterjäger Mr Darcy, Elizabeth' frostiger Galan.

Alles prima und fetzig aufgemotzt, umgekrempt und aufgetakelt; aber um die Rolle der Frau ironisch oder, Gott bewahre, gar kritisch zur erhellenden Farce zu verdrehen, ist das Püree dann doch zu dünn. Kurios immerhin: Elizabeth wurde in einem Shaolin-Tempel ausgebildet. Aus der Reibung zwischen hochgeschnürtem Empire und Pop-Art hätte man heftig Funken schlagen können. Aber Burr Steers ist nicht wirklich aufwieglersch. Muss er auch nicht. Die Horror-Klientel hat kaum Bock auf Jane Austen. ★★☆☆☆

## Weitere Premieren

**Nahid** — Immer wieder kommen aus dem Iran interessante und alles andere als unkritische Filme zu uns. Das Debüt von Ida Panahandeh erinnert in seinem unverstellten Blick auf das kleinbürgerliche Milieu an den italienischen Neorealismus. Die dunkeläugige Nahid (Sareh Bayat) ist geschieden und würde gerne ihren Freund Masoud heiraten. Nur würde sie dann ihren Sohn verlieren. Ihr Ex-Mann, der noch immer mit seiner Drogensucht zu kämpfen hat, gestand ihr das Sorgerecht nur unter der Bedingung zu, wenn sie nicht mehr heiratete, weil er eigentlich zu Nahid zurückwill. Sie aber lehnt das strikt ab und ist fest entschlossen, sich durchzusetzen und ein eigenständiges Leben zu führen. Wie Nahid sich Schritt für Schritt aus den gesellschaftlichen Konventionen zu befreien versucht, ist nie belehrend oder dogmatisch, sondern von kraftvoll-sinnlicher Eindringlichkeit. ★★★★★

**7 Angry Indian Goddesses** — Indiens renommierter Filmemacher Pan Nalin («Samsara») haut in einem rasant-wütenden Frauen-Buddy-Film den Männern ihren rüden Umgang mit den Frauen um die Ohren. Die attraktive Freida lädt ihre Jugendfreundinnen ins idyllische Goa zu ihrer Hochzeit ein, um mit ihnen ihre Version eines Polterabends zu feiern. Und



**Blut und Tränen:** «7 Angry Indian Goddesses».

### Fragen Sie Knorr

Ist es ein Scherz, oder hat das Museum of Modern Art tatsächlich Filme von Russ Meyer in seine Sammlung aufgenommen? Wenn ja, was hat Meyer mit Kunst zu tun? E. W., Zuzach

In der Kunstgeschichte sind quellende Busen und Hintern doch nichts Neues. Siehe Rubens (und im Film etwa Fellini). Bei Russ Meyer liegt das Problem vermutlich ein wenig anders. Seine Filme, wie etwa «Im tiefen Tal der Superhexen», galten lange als typischer Bahnhofskino-Trash. Aber das ist eben lange



her, und mit der Zeit kann sich so was nach oben in die Kunst-Wahrnehmung mendeln. Mein persönlicher Verdacht ist allerdings, dass man sich ein kleines Idiotenreservat erhalten will. Dafür eignen sich die Russ-Meyer-Filme besonders gut. Denn der drehte nur für sich. Und beweist: Man muss eine Sache nur hartnäckig und spinnert genug um ihrer selbst willen tun – dann rentiert sich auf die Dauer jeder nackte Hintern.

weil sich die Frauen lange nicht gesehen haben, gibt's viel zu erzählen. Das Treffen wird zu einer Art indischem «Sex and the City», mit dem Unterschied allerdings, dass es hier in Blut und Tränen endet. Er beginnt wie eine Bollywood-Komödie und wird zum wütenden Aufschrei. Nadin setzt das Publikum bewusst einem Wechselbad der Gefühle aus. ★★★★★



**Herzenswimmerer:** Penélope Cruz in «Ma Ma».

**Ma Ma** — Wenn das Schicksal zuschlägt, bleibt kein Auge trocken. Hier schlägt's mit der Wucht von Thors Hammer zu und haut alles zu einem Wonnellappen platt. Die zauberhafte Magda (Penélope Cruz) erhält die Diagnose Brustkrebs, wird eine Brust verlieren und sich anschliessend der mühsamen Chemotherapie unterziehen müssen. Da lernt sie über ihren kleinen Jungen Dani Arturo (Luis Tosar) kennen. Er ist charmant, sie findet das entzückend, doch dann verliert er bei einem Autounfall seine Tochter, und seine Frau fällt ins Koma. Magda, gnadenlos selbstlos, bleibt an der Seite des schwer gebeutelten Mannes. Und weil eben beide von sehr, sehr wuchtigen Schicksalsschlägen getroffen wurden, versuchen sie, diese gemeinsam zu meistern, nach dem Motto: «Gemeinsam ist man stark.» Julio Medems Rührstück ist in seiner Hemmungslosigkeit ein gewaltiger Herzenswimmerer. Aber was soll's, derartiger Schmalz kommt immer an. ★★★★★

her, und mit der Zeit kann sich so was nach oben in die Kunst-Wahrnehmung mendeln. Mein persönlicher Verdacht ist allerdings, dass man sich ein kleines Idiotenreservat erhalten will. Dafür eignen sich die Russ-Meyer-Filme besonders gut. Denn der drehte nur für sich. Und beweist: Man muss eine Sache nur hartnäckig und spinnert genug um ihrer selbst willen tun – dann rentiert sich auf die Dauer jeder nackte Hintern.

#### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

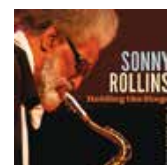
Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Dinosaurus Rex

Von Peter Rüedi

Das eines seiner frühen Alben «Saxophone Colossus» hiess, lag nicht nur an der Statur von Sonny Rollins. Auf der Bühne ist er noch heute eine Erscheinung mit enormer Wasserverdrängung. Seine Auftritte sind seltener geworden, aber wenn er sein Horn ansetzt, füllt er den grössten Saal. Vor 65 Jahren nahm er die erste Session für das Label Prestige auf, und schon damals war der mächtige Ton sein Markenzeichen; er verlängerte sozusagen Coleman Hawkins in den Bebop, in eine zumal rhythmisch komplexe Spielweise, die ihn noch heute auszeichnet. Er bläst nicht mehr die harten Blätter seiner Jugend, aber einen greisenhaften Eindruck macht er auch mit 85 Jahren noch nicht. Zu ausschweifend seine Erfindungsgabe, zu ungebrochen seine Vitalität, die seine Partner zuweilen zu Statisten schrumpfen lässt. Leider umgibt er sich zu oft mit mittelmässigen Mitmusikern, klagt die Kritik gelegentlich. Dabei ist es eher so, dass dieser Vulkan einen Hintergrund braucht, vor dem er seine Ausbrüche und endlosen Sueden inszenieren kann. Sein Problem war nie der musikalische Einfall. Sein Problem war – in diesem Punkt nicht unähnlich seinem Gegenpol John Coltrane –, zu einem Ende zu finden. *He is holding the stage.* So heisst auch die vierte CD einer «Road Shows» genannten Serie, auf der Rollins seit 2009 Live-Aufnahmen aus einer langen und quer durch die Welt führenden Karriere versammelt. Vol. 4 umfasst eine Spanne von 33 Jahren, vom Titel «Disco Monk» (die Musik ist entsprechend skurril) bis zu «Mixed Emotions». Was die Sache insofern trifft, als es hier *ups and downs* gibt. Der Maestro selbst agiert allerdings noch in den fragwürdigeren Momenten souverän. In den grossen, etwa den Titeln, die auf dem Mitschnitt seines Konzerts in Boston drei Tage nach 9/11 nicht Platz fanden, ist er überlebensgross. Sein Calypso-Klassiker «Don't Stop the Carnival» war in jenem historischen Moment eine Art Mut- und Gegenprogramm, und das ihn präludierende, über fünfeinhalbminütige Tenorsolo ist allein den Kauf dieser Scheibe wert.



**Sonny Rollins:** Holding the Stage. Road Shows Vol. 4  
Doxy/Okeh 88875192752

## Offenes Haus

Zum 14. Mal lud Gigi Kracht ins «Baur au Lac» zur Kunstausstellung «Art in the Park». Von *Hildegard Schwaninger*



*Farbtupfer:* Shawne Fielding im Garten des «Baur au Lac».

**Gigi Kracht**, die Frau von Hotel-Besitzer **Andrea Kracht**, hat sich mit ihrem Kunst-Engagement eine Domäne geschaffen, in der sie uneingeschränkt regiert und in der sie sich auch einen Namen gemacht hat. Mittlerweile ist «Art in the Park» der Zürcher Auftakt für die Kunstmesse Art Basel, Gigi Kracht sitzt im International Director's Council des Guggenheim Museum, sie machte sich in Künstlerkreisen bekannt und interviewt für *Views*, die Hauszeitung des «Baur au Lac», internationale Grössen der Kunstwelt. Menschen, die früher über das Kunst-Engagement von Gigi Kracht lästerten und darin eine Beschäftigungstherapie sahen, ziehen mittlerweile vor ihrer Leistung den Hut. Ehemann Andrea Kracht, der ihr bedingungslos zur Seite steht, erkennt auch den PR-Effekt für das Hotel: «Wo immer wir



*Grosses Engagement:* Gigi Kracht.

sind auf der Welt, um unser Hotel zu vermarkten, das Thema Hotel ist letzten Endes immer ähnlich und nach zehn Minuten abgehakt, aber wenn wir auf «Art in the Park» kommen, dann steigt das Interesse, und es kann zu stundenlangen Gesprächen und Diskussionen kommen.»

Die Idee für «Art in the Park» entstand, als Gigi Kracht mit **Fernando Botero** auf einem Balkon des «Baur au Lac» stand und man auf den Zürichsee blickte. Der Kolumbianer meinte, der Garten sei so prachttvoll, man könne dort Kunst ausstellen. Seither gibt es jeden Sommer «Art in the Park», die Ausgabe XIV dauert bis Mitte August. Diesmal zeigt Gigi Kracht den finnischen Künstler **Jani Leinonen**, der bereits in Gruppenausstellungen auf dem «Baur au Lac»-Rasen zu sehen war. Der Künstler kam zur Vernissage, gediegen im knallblauen Anzug (bei früheren Vernissagen kam er ziemlich abgerissen daher, und Vernissage-Gäste diskutierten, ob Geld den Künstler verändert habe).

Die «Art in the Park»-Ausstellung wird immer in enger Zusammenarbeit mit der Galerie Gmurzynska am Paradeplatz gestaltet (Galerie-Partner **Mathias Rastorfer** ist Gigi Krachts Berater und Geschäftspartner), und so waren auch **Krystyna Gmurzynska** und ihre hübsche Tochter **Isabelle Bscher** anwesend sowie deren Dauerverlobter **Spyros Niarchos**, welcher der Vernissage internationalen Glanz verlieh. Die meisten Gäste gingen nach «Art in the Park», als es anfang

zu regnen, noch in die Galerie Gmurzynska, die in den von **Zaha Hadid** gestalteten Räumen **Kurt Schwitters** und sein dadaistisches «Gesamtweltbild» (Kennwort: Merz) zeigt.

Bei «Art in the Park» findet sich immer – schon optisch – ein sehr heterogenes Publikum ein. Die kunststiftende Gastgeberin hat ein offenes Haus für viele: Arme Künstler in gut durchdachten, etwas abgerissenen Klamotten sind ebenso präsent wie **Sandra Bauknecht**, die immer die neuesten Trends ausführt. Die Chefin des Hochglanz-Modemagazins *L'Officiel* war mit ihrem Beau **Patrick Liotard-Vogt** da, sie traf hier auch *L'Officiel*-Mitherausgeber **Tobias Trevisan** und die Künstlerin **Eugenia A. Burgo**. Man sah die freischaffende Opernsängerin **Maja Fluri** und den Consultant und Hobby-Geiger **Marcus Veit** von Fehr Advice.

Alte Zürcher Familien waren vertreten durch Unternehmer und NZZ-Ex-Verwaltungsrat **Franz Albers-Schönberg**, Rechtsanwalt und Meisen-Zünftler **Martin Stehli** sowie **Andrea Bodmer**, Repräsentantin des Londoner Auktionshauses Bonhams. Rechtsanwalt **Edgar Paltzer** und **Gabriele Paltzer** sind aus familiären Gründen Stammgäste: Ihr Sohn ist mit der Tochter von Gigi und Andrea Kracht liiert, sie kennen sich aus dem Internat Le Rosey. Man sah **Christoph Stühn**, Chef von *Memoriav*, der auch Geigenspieler in einem Orchester ist, sowie als erfrischenden Farbtupfer die amerikanischen Party-Girls **Shawne Fielding** und **Dianne Brill**.



*Gediegen:* Künstler Leinonen.

Bankier **Peter E. Merian** (laut Wirtschaftsportal *Finews.ch* ein «Basler Finanz-Schweregewicht») war als einer der engen Freunde von Gigi Kracht einer der Gäste, die am längsten blieben (sie sass, als die meisten längst weg waren, noch auf der «Baur au Lac»-Terrasse beim Champagner).

Die Ex-Frauen von Immobilienentwickler und Investor **Adriano Agosti** waren da: **Uschi Agosti** mit ihrem neuen Mann **Manish Bhoopad** und die attraktive, von Kopf bis Fuss in schwarzes Leder gekleidete **Lauri Agosti**, mit der gerade die Scheidung läuft und die sich als Yoga- und Meditationslehrerin an der Goldküste eine neue Existenz aufbaut ([www.la-soulsource.com](http://www.la-soulsource.com)).

### Im Internet

[www.schwangerpost.com](http://www.schwangerpost.com)

## Schritt für Schritt

Die Hausfrau Anne Splitt, 27, und der Software-Entwickler Martin Naumann, 27, haben kürzlich geheiratet. Die Worte «für immer» fielen bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt.



«Alles passte»: Brautpaar Splitt-Naumann.

**Anne:** Wir lernten uns über eine Dating-Plattform kennen. Nach einigen Wochen, in denen wir uns schrieben, wollten wir uns unbedingt in der Realität treffen. Wie sich der andere bewegt, wie er spricht, lacht und riecht, ist wichtig, wenn aus Sympathie mehr werden soll. Alles passte, und nach dem dritten Date war mir bereits klar, dass wir uns nicht nur gut verstehen, sondern ich gemeinsam mit Martin durchs Leben gehen möchte.

**Martin:** Mir gefiel, dass sie den ersten Schritt machte. Beim Treffen, das ich kaum erwarten konnte, fühlte es sich tatsächlich so an, als würden wir uns schon lange kennen. Bei unserem zweiten Date habe ich lange überlegt, ob ich sie beim Abschied küssen soll oder nicht, wollte aber lieber nichts überstürzen. Beim dritten Date ergriff Anne erneut die Initiative. Sie fragte mich mutig, ob ich «für immer» – das waren ihre Worte – bei ihr bleiben möchte. Ich war überglücklich.

**Anne:** Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dass Martin weggeht und mich allein lässt.

**Martin:** Als ich wenig später das Angebot erhielt, in die Schweiz zu ziehen, um hier zu arbeiten, hatte ich schon ein wenig Angst, Anne zu fragen, wie wir damit umgehen wollen. Die

Bedenken waren total unbegründet, denn sie hat sofort ja zu einem Umzug gesagt. Da wusste ich: Sie geht mit mir durchs Leben, und auf diese Frau kann ich mich verlassen.

**Anne:** Ehrlichkeit und Offenheit sind uns sehr wichtig und auch, dass der andere zu seinem Wort steht. Wir gestanden uns auch ein, dass wir beide Angst hatten, uns auf eine feste Bindung einzulassen: Wir wurden beide schon mehrfach enttäuscht.

**Martin:** Anne bedeutet mir so viel: Ich würde es mir nie verzeihen, diese Liebe zu vernachlässigen, nichts in diese Liebe zu investieren. Unser gemeinsames Glück ergibt sich aus dieser Hingabe füreinander und ist die Grundlage für alles.

**Anne:** Ich bin davon überzeugt, dass ich Martin immer lieben werde und ich kann mir nicht vorstellen, dass dieses Gefühl jemals weggehen wird. Indem man einander zeigt, dass Respekt, Ehrlichkeit und Unterstützung vorhanden sind, kann man Vertrauen aufbauen und erhalten.

**Martin:** Wir haben über die Ehe gesprochen und entschlossen uns zur Heirat. Einige Monate nachdem ich die ausgesuchten Ringe erhalten hatte, buchte ich relativ spontan einen Ausflug nach Südtalien. Ein schönes Hotel direkt an der Felsenküste mit Blick auf die Bucht. Ich lief vom Strand zurück, um mit dem Personal ein Menü zusammenzustellen und es zu bitten, den Tisch auf der Terrasse zu decken.

**Anne:** Als Martin vor mir auf die Knie ging, dachte ich, er wolle den Schuhbündel neu binden. Meine Aufmerksamkeit galt vorerst der wunderschönen Aussicht mit der untergehenden Sonne, bevor ich überglücklich realisierte, was im Gange war. Bald verschickten wir Gameboy-Spiele als *save the date* und ein selbstentwickeltes Videospiele als Einladung an unsere Freunde und Familien.

**Martin:** Am Tag der Hochzeit ging es frühmorgens mit einer Limousine zum Stadthaus zur zivilen Trauung, danach feierten wir mit der Familie. Später ging es mit dem Schiff in unser Hotel, dort erwarteten uns bereits die anderen Gäste. Die Feier dauerte bis in die frühen Morgenstunden. Unser Glück konnten wir kaum fassen, und dieser Zustand dauert bis heute an.

www.stretch.ch  
Protokoll: Franziska K. Müller

## Orlando

Von Andreas Thiel —  
Ein Brainstorming.

**Etatist:** Wir fordern strengere Waffengesetze, damit Terroristen nicht mehr so leicht an Waffen rankommen.

**Liberaler:** Wir fordern liberale Waffengesetze, damit sich die Bürger gegen Terroristen wehren können.

**Etatist:** Bei sämtlichen Waffendelikten in Ländern mit liberalen Waffengesetzen fällt auf, dass die Schützen allesamt auf legalem Weg an die Tatwaffen gelangt sind.

**Liberaler:** Bei sämtlichen Waffendelikten in Ländern mit restriktiven Waffengesetzen fällt auf, dass die Schützen allesamt auf illegalem Weg an die Tatwaffen gelangt sind.

**Psychologe:** Die Frage ist doch: War Omar ein islamischer Terrorist oder ein amoklaufender Muslim?

**Soziologe:** Die Gretchenfrage ist: Gehört der Terror zum Islam?

**Merkel:** Ich hoffe nicht, denn der Islam gehört zu Deutschland.

**Erdogan:** Oder gehört Deutschland schon zum Islam?

**Satiriker:** Da hätte ich eine Frage, Herr Erdogan. In der christlichen Seefahrt nennt man den Schiffsprediger «Himmelskomiker». Wie nennt man im Islam einen christlichen Komiker? Schweinepriester?

**Sozialdemokrat:** Es gibt nur ein Übel auf der Welt, und das ist der Nationalsozialismus. Den müssen wir bekämpfen.

**Liberaler:** Du bekämpfst siebzig Jahre nach dessen Untergang immer noch den Nationalsozialismus, während Erdogan Europas nächste Diktatur errichtet.

**Satiriker:** Ich schlage vor, zwecks Aufklärung eine ganze Buchreihe herauszugeben unter dem Titel «Best of Luzifer».

**Psychologe:** Und was für Bücher sollen in dieser Reihe erscheinen?

**Satiriker:** «Der Koran», «Mein Kampf», «Das Kapital» ...

**Jurist:** Tut mir leid, das Gespräch ist hiermit beendet.

**Satiriker:** Warum? Ich sage doch nur die Wahrheit ...

**Jurist:** Bloss weil einer die Wahrheit sagt, hat er noch lange kein Recht, gehört zu werden.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



## Klasse statt Masse

Von Peter Rüedi



Im Weinbau lastet die Vergangenheit zuweilen schwer auf dem Hier und Jetzt. Zum Beispiel im Languedoc-Roussillon, den zum Mittelmeer hin offenen Küstenebenen von der Rhonemündung bis zur spanischen Grenze. Zwischen Montpellier und Narbonne liegt nicht weniger als ein Drittel der französischen Rebfläche, die fruchtbaren Böden und das milde Klima brachten den *vin ordinaire* hervor, den französische Arbeiter und gelegentlich auch Simenons *commissaire* Maigret am *zinc* tranken. Für einen Schluck zwischendurch muss ein Vin de Pays ja auch heute kein Anlass zu kennerhaftem Zungenschmalzen sein. Aber unzweifelhaft werden die Weine aus dem Midi den schlechten Ruf des Massenweins nur mit Mühe los. Dabei hat sich in den letzten zwanzig Jahren vieles geändert, und dafür stehen die Weine von Alain Chabanon aus Montpeyroux im Norden der Appellation Coteaux du Languedoc (gute zwanzig Kilometer nordwestlich von Montpellier) wie Leuchttürme in der Landschaft. Chabanon steht für das pure Gegenteil des massenhaft hergestellten Vin de Pays. Auf seinen vierzehn Hektaren produziert er 50 000 Flaschen. Seine Ausbildung verdankt er unter anderem dem legendären Alain Brumont von Château Montus (Madiran), seit 1992 arbeitet er nach biologischen, seit 2006 nach biodynamischen Grundsätzen, und sein Wein L'Esprit de Font Caude kommt ganz ohne weltanschaulichen Bonus aus. Er ist ganz einfach ein grosser Wein, der sich das Demeter-Label locker leisten kann. Halb Mourvèdre, halb Syrah, liegt der Ertrag bei lediglich 28 Hektolitern pro Hektar, und Chabanon lässt dem würzigen, dunkelbeerigen Wein reichlich Zeit: fünf Jahre, bis er ihn auf den Markt bringt. Er erinnert in seiner dichten, changierenden Aromatik an einen Châteauneuf-du-Pape der gehobenen Klasse (Schokolade, Leder, Rauch und Gewürze, bei runden Tanninen und guter Säure). Klasse statt Masse, auch was den Alkohol angeht. 13,5% sind für die Zone im Pays d'Oc ein Ausweis von Eleganz und noblem Understatement. Eine Entdeckung, ihren Preis wert.

Alain Chabanon, L'Esprit de Font Caude AOC Montpeyroux 2010. 13,5%. Peter Kuhn, Dielsdorf. Fr. 38.50. [www.peterkuhnweine.ch](http://www.peterkuhnweine.ch)

## Haus am See

Die einmalige Lage und eine schmackhafte Marktküche sprechen für einen Besuch im «Beau-Rivage» in Neuenburg. Von David Schnapp



Ehrliche Leichtfüssigkeit: Eric Mazéas.

Es braucht fast etwas Überwindung, logiert man im direkt an der Stadtpromenade des Neuenburgersees gelegenen Hotel «Beau-Rivage», sein Zimmer mit Aussicht zu verlassen, um am gedeckten Tisch im hoteleigenen «O'terroirs» (15 Punkte im «Gault Millau») Platz zu nehmen. Verantwortlich für das kulinarische Geschehen im ganzen Haus ist der gutgelaunte Küchenchef Eric Mazéas.

Der 42-jährige Franzose hat auch schon Menüs für die First und Business-Class der Flugesellschaft Swiss geschrieben. Koch zu sein, bedeute für ihn, «Freude zu bereiten und Freude zu haben», wie er vor drei Jahren der welschen Ausgabe des *Migros-Magazins* sagte. Seine Gerichte kommen mit einer gewissen ehrlichen Leichtfüssigkeit daher, nah am Produkt, frei von überflüssigem Dekorationsballast.

### Spargel, zum Dritten

Ein Häppchen aus Kartoffel, Ingwer und roh mariniertes bretonischer Makrele gibt zum Start die Richtung vor: Die Zutaten werden möglichst unverfälscht in einen klar überblickbaren Zusammenhang gestellt. Eigenwillig, aber gut präsentiert sich die Vorspeise aus grünem Spargel mit feinen Bitternoten, leicht geräucherter Féra – gewissermassen der Wappenfisch der Region – in einer Terrine mit Foie gras sowie einer Vinaigrette, deren Säure

das ideale Gegenüber der fetthaltigen Fleisch- und Fisch-Kombination ist.

Dass die Rotbarbe dann wieder mit grünem Spargel kombiniert wird, ist ein Schönheitsfehler in der Menüdramaturgie; geschmacklich überzeugt das Gericht durch eine Orangensauce und den starken geschmacklichen Kontrast, den ein Tatar aus Tomaten und Chorizowurst erzeugt. Es ist mit Orangenschale abgeschmeckt und bildet so die aromatische Brücke, welche die einzelnen Komponenten verbindet. Das mit Kräutern ummantelte Lammierstück – Beilage: Spargel – schmeckt schliesslich hervorragend, wird mit Kartoffeln und einem ausgezeichneten Jus serviert.

Zum Schluss erreicht uns aus der Patisserie ein Limettenbiscuit, auf dem ein minziges Mojito-Sorbet, eine Passionsfruchtmousse sowie andere Kleinigkeiten angerichtet sind, die ein fruchtiges, leicht exotisches, aber auch etwas gar süsses Ganzes ergeben. Mittlerweile liegt der See im Schatten der Nacht, aber die Leistung der Küche muss sich hinter der naturgegebenen Qualität der Aussicht nicht verstecken – im Gegenteil.

Restaurant O'terroirs im Hotel Beau Rivage, Esplanade du Mont-Blanc 1, Neuchâtel, Tel. 032 723 15 23. Täglich geöffnet





Auto

## «Audi an Erde»

Wer im neuen A4 Avant sitzt, fühlt sich der Zukunft nahe.  
Voraussetzung: Freude an der Technik. *Von David Schnapp*

Die Möglichkeiten der Technik sind gut und faszinierend. Eine Mitfahrgelegenheit über den Taxi-Dienst Uber zu bestellen, ist einfacher und kundenfreundlicher als der Anruf bei einer Zentrale, die einen wenig motivierten Fahrer losschickt. Einzahlungen zu Hause am Computer zu machen, ist angenehmer, als mit einem Bündel Einzahlungsscheine in der Hand auf der Post eine Nummer für die Warteschlange zu ziehen. Und so weiter.

Die Möglichkeiten des vernetzten künstlichen Denkens haben längst im Automobilbau Einzug gehalten; man kann das beklagen, aber es ist, als würde man der Dampflok nachtrauern. So sitze ich also im neuen Audi A4 Avant und fühle mich ein wenig wie von übermorgen, die Möglichkeiten der Technik sind gross, und sie sind hier in einem Fahrzeug der oberen Mittelklasse mit einer gewissen Selbstverständlichkeit – und teilweise gegen sportliche Aufpreise – verfügbar.

Als Fahrer blickt man nicht mehr auf Geschwindigkeits- und Umdrehungsanzeigen, sondern auf einen Bildschirm, auf dem man sich je nach Wunsch verschiedene Informationen in unterschiedlichen Layouts anzeigen lassen kann (*virtual cockpit*). Das Entertainment- und Navigationssystem MMI ist ziemlich clever und hört besser zu als mancher Mensch, dem man im Alltag begegnet. Sätze wie «Rufe Tobias Müller an» setzt das System sofort um, sofern ein Telefon via Bluetooth dran gekoppelt ist. Head-up-Display, Abstandsradar, Verkehrs-

zeichenerkennung und so weiter gibt es sowieso an Bord des A4.

### Wohnliche technische Perfektion

Nun könnte man einwenden, dass sei ja alles gar nicht so brandneu. Das stimmt, manche der Technologien sind längst bekannt, aber den Designern und Ingenieuren von Audi ist es gelungen, sie in einer sehr selbstverständlichen, eleganten Art in ein Fahrzeug einzubauen, das man zum automobilen, massentauglichen Durchschnitt zählen kann, was durchaus ein Kompliment ist. Die Atmosphäre im A4 ist trotz technischer Perfektion wohnlich und ermöglicht einem die Illusion, im «Morgen» angekommen zu sein – «Audi an Erde» gewissermassen.

Und weil man schliesslich auch mit einem hochgerüsteten Auto immer noch von A nach B fahren will, macht auch das in diesem Audi Freude. Komfortabel rollt das adaptive Fahrwerk ab, und der Sechszylinder-Turbodiesel, der an eine diskret schaltende Achtgang-Automatik und den bekannten Allradantrieb Quattro gekoppelt ist, arbeitet ruhig und kraftvoll und verbraucht im Alltag nicht mehr als rund 6,5 Liter Kraftstoff.

Fazit: Solide, herkömmliche, aber hochentwickelte Automobiltechnik in Verbindung mit einer Armada von Sensoren, Kameras und vernetzter Rechnerleistung bietet der Audi A4 auf eine elegante Art.

#### Audi A4 Avant 3.0 TDI quattro

Leistung: 272 PS/200 kW, Hubraum: 2967 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis: Fr. 67 300.–, Testauto: Fr. 99 310.–





«Tönt kokett, ist aber so»: Annabelle-Chefredaktorin Binggeli.

MvH trifft

## Silvia Binggeli

Von Mark van Huissinging — Weshalb geben Frauen wenig Interviews?  
Ein Interview mit der *Annabelle*-Chefin, auch darüber.

**D**u schreibst viel in der *Annabelle*, darüber hinaus kommst du eher wenig vor; männliche Chefredaktoren dagegen schreiben eher seltener im eigenen Blatt, werden dafür öfter anderswo zitiert. Hast du nicht so viel Ausstrahlung? – «Es kommt drauf an, wo du nachgeschaut hast. Ich hab das Gefühl, ich bin relativ viel in der Öffentlichkeit – ich war zum Beispiel verschiedentlich im Radio, oder ich nehme Einladungen an von Interessenverbänden, meistens Frauengruppen, aber auch von der Hochschule St. Gallen ... Ich teile deinen Eindruck nicht. Aber es ist lustig, ich wär' nicht auf die Idee gekommen, das zu googeln, es ist für mich keine wichtige Grösse.» – «Ich erleb's wöchentlich auf der Suche nach Gesprächspartnerinnen für diese Rubrik: Frauen geben nicht sehr gerne Interviews, Männer sind offener, jedenfalls Männer zwischen fünfzig und siebzig. Weshalb ist das so?» – «So grundsätzlich kann ich das nicht sagen, ich persönlich hab keine Hem-

mungen, auf eine Bühne zu stehen, ich bin für meinen Job oft exponiert, bei Präsentationen, Events, Talks ... Ob ich da beispielhaft bin für Frauen, weiss ich nicht. Ich frage immer zuerst: «Worum geht es?» Möglicherweise ist das bei Männern anders. Es ist für mich kein Ziel, überall zu sein, damit man mich sieht. Wenn es Sinn macht, wenn ich was zu sagen hab, mach ich es gern.»

Silvia Binggeli ist eine Schweizer Journalistin aus Guggisberg im Kanton Bern; ihre Mutter ist Schweizerin, ihr Vater war aus Guinea, Silvia wuchs ohne ihn auf, lernte ihn erst als Erwachsene kennen. Seit drei Jahren ist sie Chefredaktorin der *Annabelle*, der ältesten Frauenzeitschrift der Schweiz, die von Tamedia verlegt wird. Sie hat ihre gesamte bisherige berufliche Laufbahn im Journalismus verbracht – nach Abschluss der Ringier-Journalistenschule arbeitete sie für die *Schweizer Illustrierte*, danach wechselte sie zur *Annabelle*, wo sie für verschie-

dene Ressorts tätig war; zuvor hatte sie an der Dolmeterschule Zürich das Übersetzerdiplom gemacht. Binggeli ist unverheiratet, hat keine Kinder und lebt in Zürich, wir sind ein bisschen bekannt miteinander.

«Wie geht's der *Annabelle*?» – «Der *Annabelle* geht's gut, aber sie hat natürlich, wie alle Magazine im Moment, herausfordernde Zeiten. Wir finanzieren uns über Werbung, die Werbung läuft schlecht aus verschiedenen Gründen, und wir kämpfen darum, dass wir die Qualität halten können, die wir bis jetzt hatten und die uns ausmacht [die Zeitschrift erschien die längste Zeit vierzehntäglich, seit kurzem erscheint sie bloss noch alle drei Wochen].» – «Das ist der Anzeigenmarkt, es gibt auch noch den Lesermarkt. Und da zeigt die Erfahrung, auch aus andern Ländern, dass Frauenzeitschriften erfolgreicher sind, wenn sie ein inhaltliches Wohlfühlprogramm liefern, Light-Themen bringen. Das tut die *Annabelle* nicht unbedingt – braucht es ein Frauenmagazin, das auch harte und schwierige Geschichten erzählt?» – «Unbedingt, ohne Zweifel. Die *Annabelle* gibt's jetzt bald einmal seit achtzig Jahren, und der Kurs war immer ungefähr so. Das ist das Einzigartige – die Mischung aus Reportagen, Hintergrundberichten und Lifestyle. Und das Selbstbewusstsein, zu sagen: «Das eine schliesst das andere nicht aus.» Man kann sich auch für gesellschaftspolitische Themen interessieren, wenn man Jimmy Choo [Schuhmarke, von der viele Modelle hohe Absätze haben] anhat; ich würd' mich dem vehement entgegensetzen, dass erfolgreiche Frauenzeitschriften seicht sein müssen. Unsere Leserzahlen gingen zwar zurück in den letzten fünf Jahren, wie alle andern, aber im letzten Jahr haben wir dazugewonnen.»

«Und wie geht's dir als *Annabelle*-Chefin?» – «Ich hab die klassische Tellerwäscherkarriere gemacht, hab als Praktikantin angefangen, jetzt bin ich im 17. Jahr, es gefällt mir ganz offensichtlich immer noch sehr gut.» – «Gefällt es dir gleich gut oder besser, Chefin zu sein?» – «Ja, es [der Jobinhalt] hat sich verändert. Aber ich bin nicht gekommen, um möglichst schnell Chefin zu werden, das tönt kokett, ist aber so. Ich hab den Weg genossen, ohne zu wissen, ob mein Ziel dereinst Chefredaktorin ist.» – «Über dich wird mehrheitlich wohlmeinend geschrieben [«Goldschatz unter den Chefredaktorinnen», *Schweizer Journalist*] – bist du so nett?» – «Ich bin das auch, ich bin harmonieorientiert. Aber das kann auf keinen Fall das oberste Ziel sein, wenn man in einer Führungsposition ist, da tut man niemandem einen Gefallen. Wenn man meinen Job drei Jahre hat, wissen die, die's wissen müssen: *I can kick ass* [ich kann Leuten in den Hintern treten]. Wenn man mich aber trotzdem immer noch nett findet – umso besser.»

Ihr liebstes Restaurant: Stazione Paradiso, Wasserwerkstrasse 89a, Zürich (kein Telefon).  
info@stazioneparadiso.ch

	1			2		3	4		5				6	
7		8	9								10	11		12
13						14		15		16				
17					18									
		19								20				
	21				22		23		24				25	
26					27						28			
	29				30			31			32			
33				34	35					36		37		38
39								40						
				41								42		
43									44					



**Lösungswort** — Retrospektive Schau  
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Wersie wohl waren? 7 Ein Vortort von Los Angeles. 10 Geschlagen gibt er einen dumpfen Ton von sich. 13 Das Gemüse, das bildhaft zum Kopf wird. 14 Stadt in Malta für Italiener, hier nur mit einem l. 17 Flughafen von Paris - mit Zusatz bekannt. 18 Er mag Schweine, aber nicht auf dem Teller. 19 Osijek nennen Kroaten ihre Stadt, Deutsche nicht. 20 Sie passt zu Bösewichten wie Gutmenschen. 21 Ebenso knapp gehaltene wie elementare Informationsträger. 22 Während dieser Phase beklagt sich niemand über zu wenig Nass. 26 Chinas Dynastien: gesuchte war entweder westlich oder östlich. 27 Wie fröhlich einst, der Ton des Postillon. 28 Zeitgemässer Anwender digitalen Zuschnitts. 29 Zweitname des Maifischs, wenn denn richtig buchstabiert. 31 Strassen machen mit ihnen Grossstädte unsicher. 33 Der Name machte sich dank Astrid Lindgrens Kinderbuch einen Namen. 34 Vor ca. hundert Jahren: Paul Herrmann mit Künstlername Henri ... 36 Total tierisch: auf einen Eid folgt hier sie. 39 Fast schon meditative Betätigung am Wasser. 40 Es gibt eine rituelle, stoffliche, physische und optische. 41 Auf das Pulver mit Rotstich folgt ein Y, auf jenes mit Blaustich ein B. 42 Tokio anno dazumal. 43 Das Paar ist so gesehen sicher nicht ein Herz und eine Seele. 44 Entgegenwirken und damit auch verhindern.

**Senkrecht** — 1 Kanton Zürich, Bezirk Uster - fehlt noch die Gemeinde. 2 Gottgefälliger, aus der Mode gekommener Gruss. 3 Klar, dass er investieren will. 4 Den, genau den europäischen Regierungssitz meinen wir. 5 Einnahmen und Ausgaben, und was daraus werden kann. 6 Der nostalgische Kosename passt zum kultischen Citroën. 7 Knapp skizzierte Provinz. 8 Sie ist total auf unseren Mond ausgerichtet. 9 Ein bisschen Hades und Hölle, vor allem aber biblisch. 10 Man nimmt es mehr oder weniger klar wahr. 11 Ob externa oder media, da sollte man einen Arzt aufsuchen. 12 Der Montparnasse ist einer der sechs grossen von Paris. 15 Soldaten, die es hinter sich haben. 16 Das Kleidungsstück passt zu Kleinkindern. 18 Wo es, ist Hoffnung nicht weit, weiss sinnierender Franzose. 21 Er führt einen auf schnellem Weg durch Basel. 23 Nicht der Mann im Mond aber der erste im Weltraum. 24 Nördliches Thailand: Fluss, Provinz, Stadt. 25 Für derartige Lösungsvermittler braucht es keine Diplomatie. 30 Wer Löcher sticht, weiss über sie Bescheid. 32 Eines ist die Porträt-, ein anderes die Tiermalerei. 33 Wo Ferguson in England mal das Szepter schwang. 35 Kurz: Notrufsystem für Taucher. 37 Militärische Macht, bei der es oft mal böse kracht. 38 Der Geldschein in Rückenansicht zeigt in Vorderansicht ein Internat nahe London.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 471**

	E	E	I	B	L	A	T	T	U	T	A	H		
Ö	U	R		F	I	N	Ö	R	D	N	E	N		K
B	E	N	I	S	S	I	M	Ö	K	N	E	T	E	
E	B	E		A	S	S	I	S	T	E	N	T	I	N
I		S	A	T	I	E		S			I	Ö	N	A
N	Ö	T	I	Z		T	H	E	T	I	S		Ö	
E	B	E	R		S	T	Ö	N	E		E	A	S	S
	E		O	G	I	E	R		A	I	A	N		Z
U	N	K	L	A	R		T	A	K	E	L	A	G	E
M	A	N	O	M	E	T	E	R		A	I	I	E	K
A	B	O		I		N	O	I	R		O	R	A	
G	E	W	I	N	D	E		M		N	A	G	E	R

**Waagrecht** — 1 BEIBLATT 8 UTAH (Symbol der Mormonen für den Bienenstaat) 11 OUR 12 EINORDNEN 14 BENISSIMO 15 KNETE 17 EBE (Ebbe) 18 ASSISTENTIN 19 SATIE 21 IONA 22 NOTIZ 24 THETIS 27 EBER (von hinten: Rebe) 28 STONE (Oliver, Regisseur, z.B. "Zwischen Himmel und Hölle") 29 BASS 32 OGIER (Ogi plus er) 34 ALAN (The Alan Parsons Project) 36 UNKLAR 38 TAKELAGE 41 MANOMETER (Druckmessgerät, Ausruf des Erstaunens) 42 ALLEN 43 ABO 44 NOIR (Farbe beim Roulette) 45 ORA (it. f. Stunde) 46 GEWINDE 47 NAGER

**Senkrecht** — 1 BUEB 2 ERNESTE (franz. f. Ernst, auch Ernest) 3 BESATZ 4 LISSI (Lissi u. d. wilde Kaiser: Animationsfilm) 5 ANISETTE 6 TOMI (Ungerer) 7 TROSSEN 8 UNKE 9 TENNISBALL 10 ANETO (Berg in den Pyrenäen) 11 OBEINE 13 NENA 16 TINOS 20 AIROLO 23 OBENABE 25 HORTEN 26 TEAK (Akte) 28 SIRE 30 ANALOG 31 SZENAR 33 GAMIN (franz. f. Kind, kindisch) 35 LEARN (engl. f. lernen) 36 UMAG (kroat. Stadt) 37 KNOW (-how) 39 AROM (Synonym von Aroma, aber eher selten) 40 GERE (amerik. Filmschauspieler, A. Gigolo = Filmtitel)

**Lösungswort** — REDENSARTEN

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER  
EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



**PATEK PHILIPPE**  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.



**GUBELIN**

[gubelin-watches.ch](http://gubelin-watches.ch)



Jahreskalender Ref. 5205G